35. Jahrgang 31. Oktober 1918 Heft 5 (A)



Heftpreis 45 Pfennig Vierteljährl. 5 Mk. und 20 Pf. Bestellgeld.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Vom Weltkrieg.

Der Ostseekrieg 1914–1918. Von Korvettenkapitän Wieting. (Verlag Gustav Braunbeck G. m. b. H., Berlin W 35. Geheftet 3,50 Mark.) Das Buch bietet geschlossene Darstellung des Ostseekrieges. Es zeigt zum erstenmal klar, gegen welche bedeutende Übermacht auch hier deutsches Heldentum siegreich war. Die lebendige Darstellung Wietings, der als Flottillenchef allzeit im schwersten Kampfe stand, wird von vielen Bildern unterstützt.

Im belagerten Przemysl. Von F. v. Michaelsburg. (C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.) Tiefergreifend sind diese Tagebuchblätter, in denen nicht nur die Schrecken des Krieges festgehalten sind, sondern auch dem Starkmut der Bevölkerung, der Heldenhaftigkeit der schwerbedrängten Einwohner ein glänzendes Zeugnis ausgestellt wird.

Das Schwert des Geistes. Feldpredigten im Weltkrieg in Verbindung mit Bischof Dr. Paul Wilhelm v. Keppler und Domprediger Dr. Adolf Donders, herausgegeben von Dr. Michael v. Faulhaber, Erzbischof von München-Freising. Freiburg 1918. (Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis 7 Mark; in Pappband 8,20 Mark.) Dieses Predigtwerk ist ein schönes Zeugnis von der unermüdlichen Arbeit der katholischen Feldseelsorge im Weltkrieg.

Philosophie.

Sozialdemokratie, Christentum, Materialismus und der Krieg. Eine philosophische Auseinandersetzung von Adolf Hinze. (Kommissionsverlag von A. W. Zickfeldt, Osterwieck-Harz. Geh. 6,60 Mark.) Der Verfasser geht davon aus, daß der letzte Krieg lehrt, daß die Anhänger des historischen Materialismus an der Front praktisch einen Idealismus bekundet haben, indem sie ihr Leben für Ideale eingesetzt haben. Umgekehrt haben die Hiergebliebenen aller politischen Schattierungen mit wenigen rühmlichen Ausnahmen den historischen Materialismus dadurch ins Praktische übersetzt, daß sie den Krieg als eine zufällige Gelegenheit angesehen haben, ihr materielles Dasein auf Kosten ihrer Nächsten nach Möglichkeit zu verbessern. Diesem Widerspruch geht der Verfasser nach.

Erzählungen und Gedichte.

Rautendelein im Unterstand und andere ernste und heitere Geschichten von Johannes Reichelt. (Verlag Ed. Voigts Nachf. Pruß & Werner, Wiesbaden.) Kleine feine Skizzen teils voll Schelmerei, teils voll tiefer Empfindung sind es, die der unseren Lesern als Mitarbeiter des Universums bekannte Verfasser, hier zu einem zierlichen Bändchen vereinigt. Man greift gern zu solchem anregenden und gehaltvollen Lesestoff.

Strom ohne Brücke. Novellen von Albin Lesky. (Verlag Leykam, Graz.) Die vier Erzählungen sind fesselnd und voll Leben.

Jugendbücher.

Jugendbriefe von Emil du Bois-Reymond an Eduard Hallmann zu seinem 100. Geburtstage. Herausgegeben von Estelle du Bois-Reymond. (Verlag Dietrich Reimer [Ernst Vohsen], Berlin.) Diese Briefe sind in den Jahren 1839—1850 von dem damaligen Studiosus Emil du Bois-Reymond, dessen Gedenken wir in diesem Hefte einen Artikel widmen, an den geistvollen und bedeutenden Arzt Eduard Hallmann gerichtet. Sie geben ein treffliches Bild der Entwicklung des verdienten Forschers, und gar mancher unserer Leser wird gerne nach dem fesselnden Buche greifen.

Unsere Jungen. Ihr Kampf in den geschlechtlichen Entwicklungsjahren. Von Georg Hermann. (Freideutscher Jugendverlag Adolf Saal, Hamburg.) Das Büchlein kann für Tausende ein Segen werden. Es macht gegen einen schlimmen Feind unserer Lebenstüchtigkeit Front.

Die Höhlenkinder im Heimlichen Grund. Von A. Th. Sonnleitner. (Kosmos Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Geb. 6,20 Mark.) Ein moderner Robinson! Dieser Aufgabe hat sich mit Geschick ein österreichischer Lehrer, A. Th. Sonnleitner, unterzogen, der über eine eingehende Kenntnis der Kulturentwicklung, ein erzieherisches Talent und eine gewandte Feder verfügt. Zwei Kinder geraten in eine einsame Berggegend und sind dort von aller Welt abgeschnitten. Mit unendlicher Mühe richten sie sich in einer Höhle ein, statten diese wohnlich aus und beschaffen sich alles, was sie für Nahrung und Kleidung brauchen. Das wird so vorgeführt, wie es die Wissenschaft auf Grund langjähriger Forschungen über die Urzeit der Menschheit festgestellt hat. So werden die jugendlichen Leser mühelos in das Werden unserer Kultur eingeführt, was dem unterhaltsamen, reich illustrierten Buch einen erhöhten Wert verleiht.

Was Helmut in Deutschland erlebte. Eine Jugendgeschichte. Von Gabriele Reuter. (Verlag Fr. Andreas Perthes A.-G., Gotha.) Die bekannte Schriftstellerin bietet in diesem Buche unserer Jugend eine schöne Gabe. Was Helmut erlebte, ist in frischer und anschaulicher Weise geschildert.


MERCEDES
DAIMLER·MOTOREN·GES· STUTTGART·UNTERTÜRKHEIM
MERCEDES


BLEICHERT
Drahtseilbahnen, Elektrohängebahnen, Kabelkrane, Gurtförderer, Becherwerke, Kesselbekohlungsanlagen
ADOLF BLEICHERT & Co, LEIPZIG
NEUSS a. Rh. (Eisenkonstrukt.), LICHTENEGG i. Ob.-Öst.
45 jährige Erfahrungen — Über 5000 Anlagen erbaut
INGENIEURBÜROS: Düsseldorf, Hansahaus. Berlin W 66, Leipziger Straße 123a. Beuthen, O.-S. — VERTRETER: Hamburg, Ferdinandstraße 6. Hannover, Hegelstraße 1. Magdeburg, Lüneburger Straße 9. Danzig, Kohlenmarkt 9. Bremen, An der Schlachte 20

Reclams
Universum

35. Jahrgang   Heft 5   31. Oktbr. 1918

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

✲ ✲ ✲

Für unsere Frauen.

✲ ✲ ✲

Neuigkeiten für den Büchertisch. Rätsel und Spiele. Briefkasten. Für die Hausfrau. Beachtenswerte Mitteilungen. Haus- und Zimmergarten. Für Küche und Haus.

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 45 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis beträgt für 13 Hefte z. Zt. 5 Mark und 20 Pfennig Buchhändler-Bestellgeld.





Beguinenhäuser in Brügge.

Nach einem Gemälde von Willy Münch.



Probleme des Uebergangs.

9. Der Abbau der Preise nach dem Kriege. Von Prof. Dr. Robert Liefmann, Freiburg i. B.

Es ist kein Wunder, daß, je länger der Krieg dauert, neben anderen wirtschaftlichen Verhältnissen auch die Entwicklung der Preise immer ungünstiger wird. Immer mehr müssen weite Kreise der Bevölkerung, insbesondere solche mit festem Einkommen, ihre Lebenshaltung einschränken, nicht etwa nur, weil die Güter nicht vorhanden waren, sondern auch, weil sie der stark gestiegenen Preise wegen sie mit ihrem Einkommen nicht kaufen können. Daraus ergibt sich mit der Zeit eine völlige Umschichtung der Gesellschaft. Große Teile der Festbesoldeten laufen Gefahr, ins Proletariat hinabzusinken, während gewisse Teile der Arbeiterschaft, was ihr Einkommen und vor allem auch was die Art ihres Verbrauchs anbelangt, schon beinahe über den Mittelstand hinausgewachsen sind. In unlöslicher Wechselwirkung treiben sich Preise und Einkommen immer weiter in die Höhe. Von den hohen Preisen ausgehend, die die Heeresverwaltung gleich zu Beginn des Krieges bewilligte, um alle die zahllosen Güter zu beschaffen, an deren Bereitstellung niemand gedacht hatte, sind zunächst die Einkommen aller Kriegslieferanten gestiegen und dann andauernd weiter greifend immer mehr die Preise. Das führte zu fortgesetzten Forderungen höherer Löhne und Gehälter, und die dadurch in gewissen Schichten gewachsene Kaufkraft steigerte dann manche Preise immer weiter.

Der Hauptgrund für diese Preissteigerungen ist natürlich die Absperrung Deutschlands vom Weltmarkte und die dadurch bewirkte frühzeitig eingetretene Knappheit an vielen Rohstoffen und Waren. Aber ebenso wirkte auch der Mangel an inländischen Arbeitskräften. Ohne die große Arbeitsfreudigkeit und Opferwilligkeit der weiblichen Bevölkerung und ohne weitgehende Heranziehung der Jugendlichen wäre es, insbesondere in der Landwirtschaft, schon längst nicht mehr möglich gewesen, die inländische Bevölkerung zu erhalten. Aber ohne sie hätte Deutschland wahrscheinlich auch dann nicht durchhalten können, wenn ihm der Einkauf auf dem Weltmarkte nicht gesperrt gewesen wäre. Denn bei der Art, wie Deutschland anfangs und zwar recht lange seine Vorräte im Inlande und seine Zahlungsmittel für Bezüge aus dem Auslande verschleuderte, hätte es wahrscheinlich schon längst nicht mehr genügend Güter, um das Ausland für Lieferungen bezahlen zu können. Denn die umfangreiche Kreditgewährung, die sich die Feinde gegenseitig leisten und die jetzt vor allem auf den Vereinigten Staaten beruht, hätte uns nicht zur Verfügung gestanden. Möglicherweise hätten wir schon längst nicht nur den ganzen deutschen Gold- und Effektenbestand, sondern auch einen großen Teil der Kunstwerke an das Ausland für Warenlieferungen abgeben müssen. Die Preise aber wären deswegen im Inlande wohl kaum niedriger als jetzt, denn schon lange ist ja, zum Teil infolge der deutschen Unterseeboote, die Warenknappheit auf dem Weltmarkte allgemein, und den meisten neutralen Ländern, die für Lieferungen an Deutschland überhaupt in Betracht kommen, geht es jetzt nicht viel besser. Daher ist die frühzeitige Absperrung letzten Endes doch ein unverdientes Glück für Deutschland gewesen, unverdient, weil noch recht lange nach Beginn des Krieges wichtige Güter nicht genügend haushälterisch verwendet worden sind.



Der Flieger als Versorger abgeschnittener Infanterie. Ein deutscher Infanterieflieger nimmt Brot, Fleischkonserven und Trinkwasserkannen an Bord, um sie abgeschnittenen Truppen in den vordersten Linien zu bringen.

Aber es ist kein Zweifel, daß auf Grund aller dieser Verhältnisse die Preise in Deutschland im allgemeinen höher sind als in den Ländern der Gegner, mit Ausnahme von Rußland. Die Errechnung eines durchschnittlichen Preisstandes hat dabei freilich nur geringe Be-





Deutsche Fliegeraufnahme von Pompey im Industriebecken von Nancy. Dieses Werk, das eine der wichtigsten französischen Rüstungsstätten ist, war mehrfach das Ziel deutscher Bombengeschwader.

Text von über 1400 Urkunden. Seine „Specima selecta chartarum pontificum Romanorum" bieten auf 150 großen Tafeln eine reiche Auswahl von Schriftproben, von Siegeln, von Unterschriften, die für Forscher und Studierende von besonderer Wichtigkeit sind. Die 261 Siegel der Sammlung wurden von dem Verfasser selbst gezeichnet. Sie legen nicht nur von seiner unermüdlichen Arbeitskraft, sondern auch von seinem ausgeprägten künstlerischen Verständnis Zeugnis ab.

Auch auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte wirkte v. Pflugk befruchtend. Die „Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance" ist eine hervorragende Arbeit kriegswissenschaftlicher Kritik. Ihr reihen sich die „Geschichte der Befreiungskriege" und „Das preußische Heer und das norddeutsche Bundeskorps unter General Kleist 1815" an. Es würde zu weit führen, alle weiteren wissenschaftlichen Bücher v. Pflugks zu erwähnen.

Im Jahre 1895 wurde v. Pflugks Name durch ein Werk bekannt, in dem er bewies, daß der bis dahin rein wissenschaftlich tätige Forscher die seltene Gabe besitzt, große Zeitabschnitte den weiten Schichten des Volkes in packender Sprache und lichtvoller Darstellung zugänglich zu machen. Er veröffentlichte das reich ausgestattete Werk „Krieg und Frieden 1870/71", zu dessen Ausarbeitung er eine Anzahl militärischer Mitarbeiter gewonnen hatte, und dem 1897 die Kulturgeschichte dieser Zeit folgte. Es sei daraus das Kapitel über die Schlacht aus v. Pflugks Feder erwähnt, in dem sich die Beobachtungsgabe des feinsinnigen Psychologen mit der Darstellungskraft des Dichters vereint. Eine weitere Arbeit, die dem deutschen Volke gewidmet ist, bildet das vorzüglich illustrierte Werk „Im Morgenrot der Reformation", für dessen einzelne Teile v. Pflugk wieder eine Anzahl hervorragender Mitarbeiter zu vereinigen wußte.

Der Bildschmuck dieser und anderer Werke beweist den hervorragenden Kunstsinn v. Pflugks. Er gewährte ihm nicht nur die Kenntnis der vorhandenen Bildwerke der behandelten Zeiträume, sondern erweckte in ihm auch das Bedürfnis, die erworbene Einsicht auf diesem Gebiete in abgeschlossenen Abhandlungen einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen. Es erschienen die beiden vielbemerkten Bücher über das „Kunstgewerbe der Renaissance" und über „Rahmen deutscher Buchtitel im 16. Jahrhundert".

Das größte Werk, das v. Pflugks Namen für immer in die erste Reihe der Verfasser von bedeutenden weltgeschichtlichen Darstellungen stellt, ist seine beim Verlag Ullstein in 6 Bänden erschienene Weltgeschichte, in der wichtige Teile aus seiner Feder stammen, während er für die übrigen Gebiete anerkannte Forscher um sich sammelte.

Auch die Literatur des gegenwärtigen Krieges wurde durch v. Pflugk um zwei bedeutende Werke bereichert: „Die Mittelmächte und der Vierverband" und „Der Kampf um die Freiheit der Meere". Sie beweisen nicht nur die unverminderte Arbeitskraft des unermüdlich arbeitenden greisen Gelehrten, sondern auch die seltene Gabe, verwickelte politische und geschichtliche Tatsachen in ihren Ursachen und Wirkungen auch dem Laien klar und fesselnd darzustellen.

Der Weltkrieg.

Chronik vom 20. bis 25. Oktober.

20. Oktober. In Flandern wurden von den deutschen Truppen Brügge, Thielt und Kortrijk geräumt. Nordöstlich von Kortrijk stieß der Feind über die Lys vor; südlich von Kortrijk erreichte er die Straße Kortrijk—Tournai und folgte beiderseits von Douai bis östlich der Linie Orchies—Marchiennes. Beiderseits der Soucheniederung wurde der Feind nach heftigem Kampfe abgewiesen; zu beiden Seiten von Vouziers setzte er sich auf den Höhen am östlichen Aisne-Ufer, bei Deinze auf dem Westufer der Lys fest. Östlich von Kortrijk stieß er über Deerlijk und Zweveghem vor; nördlich von Tournai erreichte er die

Schelde. Beiderseits von Solesmes und Le Cateau griffen die Engländer mit starken Kräften an; zwischen Sommaing und Vertain blieben die feindlichen Angriffe auf den Höhen westlich der Harpieniederung liegen. — An der französischen Front steht die amerikanische zweite Armee unter dem Oberbefehl des Generals Bullard; zum Befehlshaber der amerikanischen ersten Armee in Frankreich wurde an Stelle Pershings der General Ligelt ernannt; Pershing übernahm den Oberbefehl über die gesamten amerikanischen Truppen in Frankreich. — In Serbien wurden am Bukovik, nordwestlich von Aleksinatz, feindliche Angriffe abgewiesen; Zajecar im Timoktale wurde von den Serben besetzt. — In Syrien war schon vor dem 10. Oktober die Stadt Homs von den Türken geräumt und nach einigen Tagen von den Engländern kampflos besetzt worden. — Die vom Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Solf unterzeichnete deutsche Antwort auf die amerikanische Note vom 14. Oktober lautet in ihren bemerkenswertesten Sätzen: Die deutsche Regierung ist bei der Annahme des Vorschlags zur Räumung der besetzten Gebiete davon ausgegangen, daß das Verfahren bei dieser Räumung und die Bedingungen des Waffenstillstandes der Beurteilung militärischer Ratgeber zu überlassen seien, und daß das gegenwärtige Kräfteverhältnis an den Fronten den Abmachungen zugrunde zu legen ist, die es sichern und verbürgen; sie legt Verwahrung ein gegen den Vorwurf ungesetzlicher und unmenschlicher Handlungen der deutschen Land- und Seestreitkräfte. Die deutsche Regierung schlägt vor, in allen diesen Punkten den Sachverhalt durch neutrale Kommissionen aufklären zu lassen. Um alles zu verhüten, was das Friedenswerk erschweren könnte, sind auf Veranlassung der deutschen Regierung an sämtliche Unterseebootskommandanten Befehle ergangen, die eine Torpedierung von Passagierschiffen ausschließen. Das Friedens- und Waffenstillstandsangebot geht von einer Regierung aus, die, frei von jedem willkürlichen und unverantwortlichen Einfluß, getragen wird von der Zustimmung der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes. — Allen Belgiern und Angehörigen neutraler Staaten, die von deutschen Militärgerichten oder Militärbefehlshabern im Gebiet des Generalgouvernements zu Freiheitsstrafen verurteilt worden sind und ihre Strafen zur Zeit



Der Hegausänger Richard Stocker, Rechnungsrat a. D., das Haupt der Scheffelgemeinde, starb sechsundachtzigjährig in Waldshut (Baden); er war ein Freund Viktor v. Scheffels und hatte die Gabe, des Meisters Lieder, die er vertont hatte, und auch eigene Lieder, packend vorzutragen, wofür ihm der Beiname „Der Hegausänger“ zuteil wurde.

in Belgien verbüßen, wurde der Rest der Strafe im Gnadenwege erlassen. — Die Frist für die Annahme der Zeichnungen auf die deutsche neunte Kriegsanleihe wurde um vierzehn Tage, d. h. bis einschließlich den 6. November, verlängert. — In seiner Antwort auf die österreichisch-ungarische Note vom 4. Oktober erklärte Präsident Wilson der österreichisch-ungarischen Regierung, daß er mit dem gegenwärtigen Vorschlag dieser Regierung wegen gewisser Ereignisse von größter Bedeutung, die seit Abgabe seiner Adresse vom 8. Januar sich ereigneten, notwendigerweise die Haltung und die Verantwortlichkeit der Regierung der Vereinigten Staaten nicht vereinbaren könne. Die Regierung der Vereinigten Staaten habe anerkannt, daß der Kriegszustand zwischen den Tschecho-Slowaken und dem Deutschen und Österreichisch-Ungarischen Reich bestehe, und daß der tschecho-slowakische Nationalrat eine kriegführende Regierung und mit der entsprechenden Autorität ausgestattet sei, die militärischen und politischen Angelegenheiten der Tschecho-Slowaken zu leiten. Sie habe auch die Gerechtigkeit der nationalen Forderungen der Südslawen nach Freiheit anerkannt. Der Präsident verfüge deshalb nicht länger über die Freiheit, die bloße Selbstbestimmung dieser Völker als eine Grundlage für den Frieden anzuerkennen, sondern er sei gezwungen, darauf zu bestehen, daß sie und nicht er Richter darüber sein sollen, welches Vorgehen auf seiten der österreichisch-ungarischen Regierung ihre Forderung und ihre Auffassung von ihren Rechten und ihrer Bestimmung als Mitglieder der Familie der Nationen befriedigen würde. — In Prag tagte unter dem Vorsitz von Kramarsch der tschechische Nationalausschuß und der tschechische Ageordnetenverband. Es wurde folgender Beschluß gefaßt: Die Ziele der tschechisch-slowakischen Nation gipfeln in dem mit den polnischen und südslawischen Staaten verbündeten unabhängigen tschecho-slowakischen Staat. Die Grundlage dieses Staates kann nicht durch Abtretung von Teilen seines geschichtlichen Landes gestört werden. Mit Wien gibt es für die tschecho-slowakische Nation keinerlei Verhandlungen über ihre Zukunft. Die tschechische Frage hat aufgehört, eine Frage der inneren Regelung Österreichs zu sein; sie ist eine internationale Frage und wird gemeinsam mit allen Weltfragen gelöst. — In einer Versammlung, die am 18. Oktober von ukraini-



Professor Kolomann Moser, der berühmte Wiener Maler und Kunstgewerbler, starb im Alter von 50 Jahren nicht lange nach dem Tode seines Freundes Klimt. Wien, das dem Meister starke künstlerische Anregungen und die Entwicklung des Wiener Stils mit verdankt, verliert in ihm einen seiner besten Zeichner. Hofphot. W. Weis, Wien.



Geh. Archivrat, ordentlicher Universitätsprofessor a. D. Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, der bekannte Geschichtsforscher, vollendet am 6. November in Berlin sein 70. Lebensjahr.

noch große Unklarheit. Und man muß in der Tat sagen: es ist sehr leicht, die Preise sich immer mehr steigern zu lassen, es ist auch sehr leicht für den Staat, im Anleihewege die Mittel aufzubringen, um immer höhere Preise zu bezahlen, aber es ist eine ungeheuer schwierige Aufgabe, Preisermäßigungen herbeizuführen. Trotz aller Nachteile, die mit ihnen verbunden sind, wird der Staat dabei um die Festsetzung von Höchstpreisen, das heißt also um herabgehende staatliche Preisfestsetzungen, nicht herumkommen. Ferner wird seine Aufgabe die Zurückziehung von Zahlungsmitteln sein, sofern sie bei der Reichsbank und bei den Darlehnskassen in zu großem Umfange zusammenströmen sollten, oder soweit sie im Auslande benutzt werden sollten, die deutsche Valuta zu drücken. Ebenso könnten die direkten Steuern, neben den Kriegsgewinnsteuern möglicherweise auch eine einmalige allgemeine Vermögensabgabe, zur Zurückschraubung der Preise beitragen. Es ist nicht zuviel gesagt, daß die großen wirtschaftspolitischen Aufgaben, die sich für den Staat aus dem Kriege ergeben, im Augesblick des Friedensschlusses eigentlich erst anfangen!

Julius v. Pflugk-Harttung.

Zu seinem 70. Geburtstag. Von Dr. Arnold Raeber.

Der Geheime Archivrat Professor Dr. Julius v. Pflugk-Harttung vollendet am 6. November sein siebzigstes Lebensjahr. Zwei verschiedenen Gebieten hat er seine fruchtbringende Tätigkeit gewidmet: der wissenschaftlichen Forschung und der populären Geschichtschreibung für weite Kreise.

Als Privatdozent und Professor in Tübingen, als Nachfolger Jakob Burckhardts auf dem Lehrstuhl der Geschichte in Basel, als Geheimer Archivrat des Königl. Geheimarchivs in Berlin veröffentlichte v. Pflugk umfangreiche Werke über die Papsturkunden von 97—1198, die ein tiefes Eindringen in den gewaltigen Stoff bekunden. Sie bilden das Resultat ausgedehnter Forschung in deutschen, französischen und italienischen Archiven und Bibliotheken. Wenn auch nicht alle Folgerungen und Rückschlüsse des Forschers von den Fachgenossen gleichmäßig anerkannt wurden, so darf sich v. Pflugk doch das Verdienst zuschreiben, durch seine Tätigkeit dieses wichtige Gebiet frühmittelalterlicher Forschung als einer der ersten in seiner Wichtigkeit erkannt und zugänglich gemacht zu haben. Seine „Acta Pontificum Romanorum inedita“ geben den genauen



Ein gehobenes italienisches Frachtschiff in einem österreichischen Hafen. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.



Aus Deutschlands Waffenschmiede

von

Dr. J. Reichert.

„Aus Deutschlands Waffenschmiede"

mit zahlreichen Bildern und Tafeln

Von Dr. J. Reichert

112 Seiten broschiert satiniert Druck M. 2.50

Inhaltsangabe:

Es ist ein Buch für jedermann, das der in weiten Kreisen gut bekannte und viel gelesene Schriftsteller der Eisenindustrie verfaßt hat, eine Schrift, die eine gerade im Krieg oft schmerzlich empfundene Lücke in unserem sonst so großen Bücherreichtum ausfüllt.

Die Vorzüge des Werkes liegen darin, daß der Verfasser mit der denkbar größten Klarheit des Sinnes

eine über alle Maßen fesselnde Darstellung

verbindet. Wie Bölsche es so meisterhaft verstanden hat, die Vorgänge in der Natur gemeinverständlich und künstlerisch zugleich zu schildern, so entwickelt auch J. Reichert bei der Erörterung der Eisenhüttentechnik und deren Geheimnisse und Wunder eine geradezu überraschend packende Darstellungsweise. Dutzende naturgetreuer Ansichten von Kanonen- und Granatenwerkstätten und viele andere Schaubilder über die Leistungen der Eisenindustrie erhöhen noch die Anschaulichkeit und verschaffen dem Leser einen seltenen Genuß.

Die Schrift bringt viel Neues und Wissenswertes selbst denjenigen, die in der Eisenindustrie tätig sind oder diesem wichtigsten Zweig unserer Kriegswirtschaft nahestehen. Vor allem aber ist das Buch darauf berechnet, auch die der Eisenindustrie fernstehenden Gebildeten und die um Bildung Ringenden mit dem von der ganzen Welt mit Recht bestaunten Industriezweig bekanntzumachen. Fast jeder Deutsche weiß zwar,

daß die 42-cm-Mörser und die über 120 km weit tragenden Langkanonen vom Waffenschmied Krupp stammen. Wie wenige aber haben einen Einblick in den unsäglich mühevollen Entwicklungsgang, den unsere Eisenindustrie von der kleinen rußigen Waffenschmiede aus durchmachen mußte, um zur leistungsfähigsten Kriegsindustrie der Welt zu werden! Wer kennt ferner den Weg, den das Eisen von der Erzgrube durch die Schmelz- und Stahlöfen hindurch zum Hammer- und Preßwerk zurückzulegen hat, bis aus dem unscheinbaren Eisenstein die gewaltigsten und doch zugleich die feinsten Kriegsmaschinen gefertigt sind?

Wer weiß etwas von den gigantischen Aufgaben, welche das Hindenburg-Programm den deutschen Waffenschmieden gestellt hat?

Von den Sorgen und Nöten dieser Männer, die auf allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens auftauchenden und immer stärker wachsenden Schwierigkeiten zu überwinden und dem nach vielen Millionen zählenden deutschen Volksheer, unserer achtunggebietenden Flotte und nicht zuletzt unseren einzig in der Welt dastehenden U-Booten rechtzeitig ausreichende Kampfmittel zu schaffen?

Man muß es gelesen haben, wie die vor einem Menschenalter noch von englischem Geist und englischem Geld abhängige deutsche Eisenindustrie in jahrzehntelanger emsiger Arbeit sich von dem ausländischen Einfluß und der fremden Führung losgemacht und seitdem einen Aufstieg genommen hat, der den Neid der ganzen Welt erregt und uns so viele Feinde gemacht hat. Es will viel heißen, daß bei Kriegsausbruch die Eisenindustriellen Deutschlands allein über eine ebensogroße Leistungsfähigkeit verfügten wie die Industriellen unserer vier mächtigsten Feinde, nämlich England, Frankreich, Italien und Rußland zusammengenommen. Die in langer Friedenszeit gegründeten zahlreichen Werke und ihr großzügiger Ausbau waren die notwendige Voraussetzung für die gewaltigen und herrlichen Erfolge der Eisenindustrie in der Kriegszeit. So zeigen sich die Leistungen der deutschen Arbeiterschaft in einem neuen Lichte, und mit berechtigtem Stolze blicken wir auf zu den deutschen Industriekapitänen, den geistigen Führern der Industrie.

Das Bild, das der Verfasser in großen Zügen entwirft, wäre unvollständig, wenn er neben den Erörterungen aus der Vergangenheit und den Betrachtungen der Gegenwart nicht auch einen Blick in die Zukunft werfen würde. Leider lagern über dem Zukunftsschicksal der deutschen Eisenindustrie gewisse dunkle Wolken, und ernste Sorgen erfüllen die leitenden Köpfe. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Sicherstellung der künftigen Rohstoffversorgung und damit um die Erhaltung unserer Eisen- und Wehrkraft. Unsere heimischen Eisenerzläger gehen nämlich in einem halben Jahrhundert der Erschöpfung entgegen, und damit schwindet die heimische Grundlage für diesen wichtigsten aller Industriezweige. Ein guter Friedensschluß kann diese Sorgen durch Angliederung kleiner Grenzstreifen wohl verscheuchen, allein es gilt auch die vielfach hemmende behördliche Überwachung und Zwangswirtschaft möglichst bald wieder zu beseitigen und durch Freiheit im

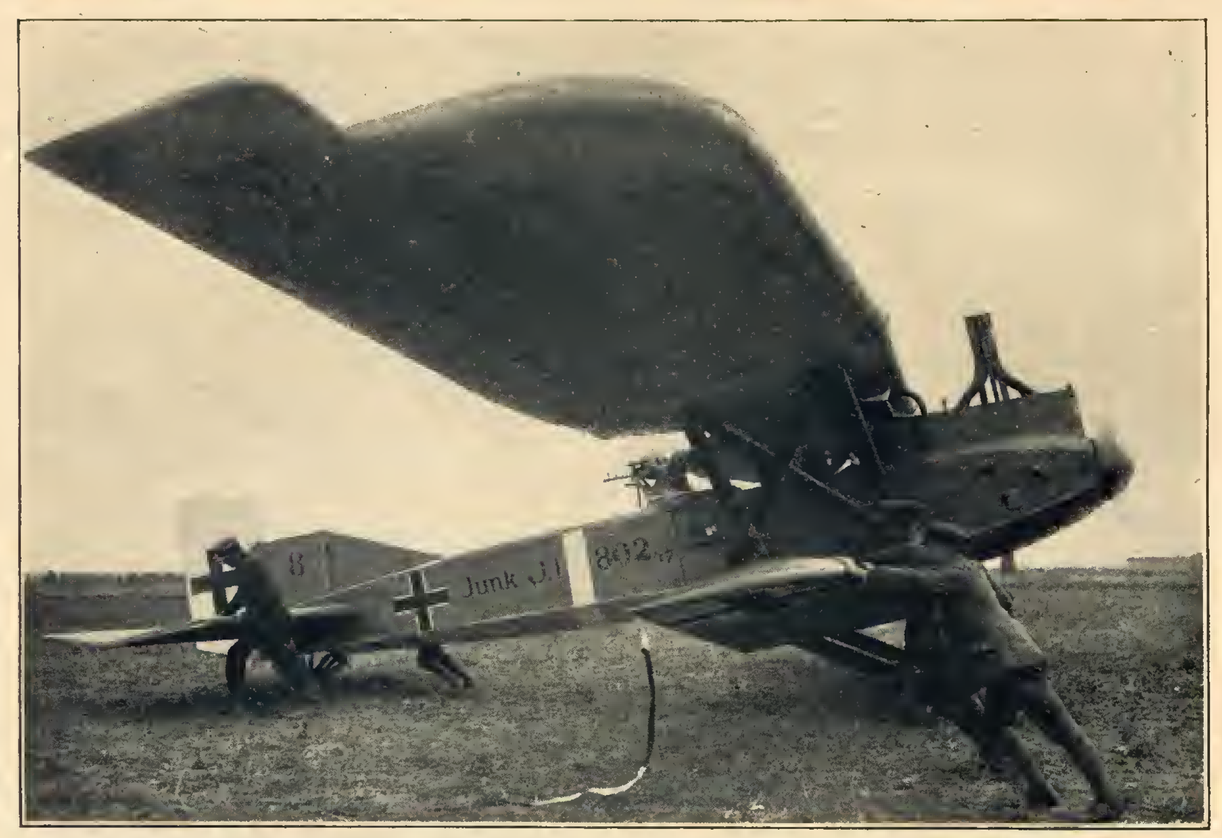


Granatenlager

Betriebe der deutschen Unternehmungslust und Arbeitsfreudigkeit wieder Tür und Tor zu öffnen.

Wer dieses Buch liest, wird über die deutsche Schwerindustrie anders denken lernen, als es oberflächliche Leute tun. Jedermann soll daher das Buch lesen, Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Männer und Frauen. Unsere Lehrer und Erzieher werden ihren Wissensschatz bereichern und können der heranwachsenden Jugend manchen wertvollen Aufschluß über die deutscheste der deutschen Industrien geben. Der Arbeiter braucht das Buch ebenso wie der Soldat an der Front. Gelehrte und Künstler finden ebensoviel Anregung in der Schrift, wie Beamte sie als ein Buch zur schnellen Unterrichtung benutzen können. Alle sollen und müssen wissen, wofür wir kämpfen und leiden und was wir vom Siege erhoffen.

Imberg & Lefson G. m. b. H., Berlin SW 48



Deutsches Infanterieflugzeug, das vollkommen aus Metall gebaut ist und einen gepanzerten Motor hat. Die deutsche Technik, die auch auf dem Gebiet des Flugwesens im Weltkrieg hervorragende Leistungen zu verzeichnen hat, hat seit einiger Zeit Flugzeuge fertiggestellt, die ganz aus Metall bestehen und infolgedessen wesentliche Vorzüge vor den übrigen aufzuweisen haben.

schen Reichsrats- und Landratsabgeordneten Galiziens und der Bukowina sowie von Mitgliedern des Herrenhauses und ukrainischen Notabel abgehalten wurde, fand die Bildung des ukrainischen Nationalrates statt. Dieser forderte die Vereinigung aller ethnographisch ukrainischen Gebiete in Galizien, der Bukowina und Ungarn. — Der gleichzeitig in Agram tagende Nationalrat der Slowenen, Kroaten und Serben fordert die Vereinigung des gesamten Volkes der Slowenen, Kroaten und Serben auf dessen gesamten ethnographischen Gebiet ohne Rücksicht auf irgendwelche provinzielle und staatliche Grenzen, in denen es heute lebt, in einem einheitlichen, vollkommen unabhängigen, auf den Grundsätzen der politischen und wirtschaftlichen Demokratie eingerichteten Staat und lehnte den in der kaiserlichen Kundgebung vom 16. Oktober enthaltenen Plan ab. — Die im Sitzungssaal des niederösterreichischen Landtags zu Wien zusammengetretene deutsch-österreichische Nationalversammlung, die Gesamtheit aller deutschen Abgeordneten zum österreichischen Reichsrat, nahm in ihrer ersten Sitzung unter stürmischem Beifall einstimmig den Antrag an, die Entschlossenheit des deutschen Volkes auszusprechen, in Österreich seine künftige staatliche Ordnung selbst zu bestimmen, einen selbständigen deutsch-österreichischen Staat zu bilden und seine Beziehungen zu den anderen Nationen durch freie Vereinbarungen mit ihnen zu regeln. Der deutsch-österreichische Staat beansprucht Gebietsgewalt über das ganze deutsche Siedlungsgebiet, insbesondere auch in den Sudetenländern, und widersetzt sich jeder Aneignung seitens anderen Nationen. Die Versammlung beschloß die Wahl eines zwanziggliedrigen Vollzugsausschusses mit dem Auftrag, Anträge über die Verfassung des deutsch-österreichischen Staates zu unterbreiten, ferner die Wahl des Verfassungsausschusses zur Ausarbeitung einer Wahlordnung für die Konstituante, die Wahl des Verfassungsausschusses zur Ausarbeitung der Anträge über die Neuordnung der inneren Verwaltung sowie des Entwurfs einer Gemeindeordnung, die Wahl des Ernährungsausschusses, des volkswirtschaftlichen Ausschusses und des kriegswirtschaftlichen Ausschusses. — Nach einer Züricher Drahtmeldung hat die französische Regierung den Handelsvertrag mit England gekündigt. — Der französische Minister des Auswärtigen, Pichon, erkannte amtlich im Namen der Französischen Republik die vorläufige nationale Regierung des Landes der Tschecho-Slowaken an, die sich am 26. September 1918 mit dem Sitz in Paris konstituiert hat. Masaryk wurde Präsident der vorläufigen Regierung und Finanzminister. — Der ukrainische Gesandte in Sofia, Schulgin, wandte sich wegen der Frage der Vertretung der Ukraine auf dem Friedenskongreß an Amerika. Er erhielt von Staatssekretär Lansing die Antwort, daß die Vereinigten Staaten die Vertretung des gesamten Rußland erwarten, jedoch die Selbständigkeit der einzelnen Teile Rußlands nicht anerkennen.

21./22. Oktober. Nordöstlich von Kortrijk drang der Feind mit Panzerwagen, südöstlich von Kortrijk mit starken Kräften gegen die deutschen Linien vor; er wurde überall verlustreich abgewiesen. Württembergische Regimenter entrissen im Verein mit preußischen und bayrischen Bataillonen dem Feinde die Höhen östlich von Vandy, zwischen Ballay und Crestres und nördlich von Falaise wieder und behaupteten sie gegen starke Gegenangriffe. Heftige Angriffe des Feindes nördlich von Deinze in Flandern wurden abgewiesen, südlich der Stadt durch Gegenstoß westlich der Straße Deinze—Olsene zum Stehen gebracht. In erbittertem Kampf wurden die Höhen bei Keiberg gegen vierfachen Ansturm des Feindes gehalten. Unter stärkstem Artillerieeinsatz griff der Feind am frühen Morgen zwischen Terron und Falaise sowie zwischen Olizy und Beaurepaire an, ohne mehr zu erringen als die Höhen westlich von Ballay. — Der Deutsche Reichstag begann die Beratung des Gesetzes über die Abänderung der Reichsverfassung und die Stellvertretung



Auf stiller Wiesenflur. Nach einer künstlerischen Aufnahme von **Cuno Romroth.**





Das Haus „zum kleinen Sündenfall“.

Roman von Toni Rothmund. (Fortsetzung.)

Der Quodlibetsball.

Endlich brach der große Tag an. Acht Tage später als bei der übrigen Christenheit, früh um fünf Uhr, beginnt die Basler Fastnacht. Ein Höllenlärm durchbraust die Stadt, die Trommler wirbeln ihre ohrenbetäubenden Märsche durch alle Straßen. In jedem Wirtshaus gibt es Brennsupp' und Zwiebelwähen, überall drängen sich die Menschen, um dieser Genüsse teilhaftig zu werden. So beginnt das Fest nun schon seit Jahrhunderten. Das ist der Morgenstreich, doch erst um zwei Uhr nachmittags bewegt sich der Festzug durch die Stadt.

In Cyriaks neuer Wohnung waren die Fenster so gelegen, daß man das ganze Treiben von oben betrachten konnte. Das war nicht so ganz nach Iselis Geschmack, aber sie konnte vorläufig nichts anderes tun, als sich mit Geduld in ihr Schicksal zu finden, und mit Cyriak, der Mutter Ursula und ihren eigenen Eltern dort aus den Fenstern zu gucken. Als sie aber die ersten Trommelmärsche hörte und die ersten Masken sah, war es ihr, als fiele alles Schwere der letzten Monate von ihr ab.

Sie beugte sich weit hinaus und trank alles in sich hinein, was ihre durstigen Augen erfassen konnten. Da schwankten die riesengroßen Laternen vorüber, auf deren großen Flächen politische Begebenheiten des vergangenen Jahres von geschickten Malerhänden mit scharfer Satire dargestellt waren. Ein Reiter ritt jeder Gruppe voran, ihm folgten in prächtiger, gleicher Tracht die Mitglieder der Schnitzelbank, schwenkten die roten oder gelben Zettel, auf denen in sangbaren Reimen der boshafte Basler Spottgeist die auf der Laterne dargestellten Anspielungen erläuterte.

Da kamen die Leckerlibäcker und trugen einen riesengroßen Mehlwurm, und priesen ihre „nahrhaften“ echten Basler Leckerli. Die Metzger wurden auch nicht verschont und die Geheimnisse des Wurstkessels schauerlich aufgeklärt. Jedes Handwerk verspottete das andere, und die größte Zeche mußte der Große Rat zahlen. Was immer im Lauf des Jahres im öffentlichen Leben Anlaß zu Aufregungen und Verdruß gegeben hatte, das wurde jetzt ans Licht gezerrt und weidlich verhöhnt und verlacht.

In zurückgeschlagenen Wagen saßen elegante Masken und warfen mit bunten Papierschnitzeln und kleinen Orangen. Konfettiregen wirbelte wie bunter Sternschnee in der Luft, und die langen Papierschlangen spannen bunte Fäden von den Fenstern der Häuser auf die ausgelassene Menge herunter. Die Faschingsluft kletterte daran hinauf und sprang in die Herzen der Zuschauer.

Wie hätte das Kind aus der Rheingass' dort oben sitzen bleiben können? Es saß und grübelte und strengte sich an, einen Vorwand zu finden, um seinen Hütern entrinnen zu können. Und als der Fidel unvorsichtigerweise sagte, es sei schade, daß man die Zettel der Schnitzelbänke da oben nicht bekomme, erbot es sich eilfertig, hinunter zu springen und einige zu erobern, und ehe es jemand hindern konnte, war es entwischt.

Drunten war erst die wahre Fastnacht! Da drängten, wogten und tanzten die Masken der Straße. Selbst die Allerärmsten hatten nicht zurückstehen wollen, sie kamen als „Blätzlimänner“. Ihre Maske bestand aus unzähligen zungenförmig geschnittenen Stoffplätzchen, die nebeneinander auf Hose und Jacke genäht waren. Viele trugen die Kleidung der elsässischen Bauern, die auch leicht zu beschaffen war. Die Mädchen gingen in den verschollenen, farbenfrohen Bäuerinnentrachten des Landes oder in bunten Phantasiekostümen. Am häufigsten waren die wunderschönen Basler Pierrots vertreten, in schweren Seidenstoffen, mit langen, seidenen Strümpfen und silbernen Schnallen an den Schuhen. Eine blendendweiße, steife Halskrause und ein gesticktes Samtjäckchen gehörten ebenso zu dieser Maske, wie die kalkweiße oder vergoldete Satyrlarve mit der gebogenen Nase und der schneeweißen Zopfperücke. Unwiderstehlich anziehend wirkten diese schmalen, goldenen Aristokratenköpfe mit dem starren, gewinnenden Lächeln. Man konnte sich einbilden, die liebenswürdigen alten Marquis der Rokkokozeit seien aus ihren Schlössern herabgestiegen, um sich ein wenig unter das Volk zu mischen — leutselig, herablassend und unendlich vornehm.

Das Iseli ließ sich treiben in dem Strom der Menschen, es vergaß sich ganz im Wundern und Schauen. Manchmal warf ihm jemand eine Handvoll Sternschnee ins Gesicht, dann lachte es und schüttelte sich. Wenn eine neue Gruppe gegangen kam, da drängte es sich durch die Zuschauer in die vorderste Reihe und streckte seine Hand nach den bunten Zetteln aus.

Da kam ein Wagen gefahren, langsam und vornehm. Ein feuerfarbener Pierrot saß darinnen, der unaufhörlich mit kleinen Orangen in die Fenster zielte, wo die hübschen Mädchen saßen. Plötzlich, als seine Blicke wieder über die Menschen flogen, stutzte er und ließ den Wagen halten. Ein großes Veilchensträußchen trug er an der Brust und ging geradeswegs auf das Iseli zu. Sie hatte halb gedankenlos zugeschaut. Sie war so völlig verloren im Schauen, daß sie gar nicht mehr an sich selbst dachte und längst vergessen hatte, daß man sie in Cyriaks Wohnung mit den Zetteln erwartete. Jetzt stand der rote Pierrot vor ihr und hob ihr Gesicht am Kinn in die Höhe.

Sie wollte ausweichen, aber die Augen hinter der Larve blickten so vertraut. „Wer bist du?“ fragte sie halb ängstlich, und doch ihrer Sache schon gewiß.

„Kennst du mich nicht?“ fragte der Rote, und gleich darauf fühlte sie sich umschlungen und gegen den Wagen geschoben. Und ehe sie es sich versah, war sie von zwei starken Armen umfaßt und hineingehoben. Da saß sie in einem Taumel von Seligkeit. Denn das Kostüm, das die Maske trug, war genau dem angepaßt, das sie selbst heute abend tragen wollte, und zum Überfluß verriet das verabredete Veilchensträußchen hinlänglich, wer sich hinter dem Pierrot verbarg.

„Du bist aber keck!“ sagte das Iseli lachend, und der Rote gab es auf, seine Stimme zu verstellen, und fragte: „Denkst du auch an heute abend, Rheinnixlein?“

„Freilich!“ gab sie zurück. „An nichts anderes denke ich seit Wochen!“

Langsam rollte der Landauer weiter. Es war kein Mietwagen, man saß in schwellenden, stahlblauen Polstern. Wie anders sah das Treiben von hier aus, als wenn man so mitten darin stand. Das Iseli lehnte sich in die Kissen zurück und war ganz große Dame. Pierrot warf nicht mehr mit Orangen, er guckte hinter der unbeweglichen Larve mit sehr glänzenden Augen auf das Iseli.

Diese Fahrt, diese einzige, herrliche Fahrt! Könnte man doch die eilenden Minuten anbinden, daß sie nicht so schnell, so gar zu schnell vergingen!

„Hast du Hunger? Wollen wir ins Café Bandi gehen?“

Iseli schüttelte den Kopf, und ihre tanzenden Augen funkelten vor Lust. „Es ist viel schöner hier!“

„Warum bist du denn gar nie mehr ins Café Bandi gekommen, Nixli?“

„Hast du mich dort gesucht?“

„Alle Tage!“

„Und weißt doch, wo ich wohne!“

„Freilich wohl. Aber dort wirst du von Drachen bewacht.“

Sie lachte leichtherzig. „Ja, du hast nicht so unrecht!“ Er legte ganz zart den Arm um sie, aber sie wehrte ihm, denn sie trug keine Larve. „Heute abend!“ tröstete sie. „Und jetzt bring mich wieder zurück, aber nur bis an den Marktplatz. Die brauchen nicht zu wissen, wo ich gewesen bin.“

Er bettelte noch um ein Viertelstündchen, um fünf Minuten. Aber sie schüttelte lachend den Kopf.

Und als er nicht halten lassen wollte, öffnete sie selbst den Schlag und sprang aus dem Wagen.

„Auf heute abend!“ rief er ihr nach und sie nickte.

Als sie daheim ankam, rosig, freudeglühend, mit strahlenden Augen, da mochte Cyriak ihr nichts über ihr langes Ausbleiben sagen, ja, er nahm sie sogar gegen ein ungnädiges Gebrummel ihres Vaters in Schutz, zog sie wieder ans Fenster und war zufrieden, den Arm um ihren Leib legen zu dürfen.

Am Abend gingen Cyriak und Iseli auf den Quodlibetsball. Der große Saal des Stadtkasinos war festlich beleuchtet, und vor dem Portal stand die gaffende Menge, neidische, hungrige Blicke auf die aus den Wagen steigenden Masken werfend. Vor der Kleiderablage trennten sie sich. Cyriak war schneller fertig als Iseli. Er hatte die Tracht eines vornehmen Basler Bürgers aus alter Zeit angelegt. Über ein Wams aus braunem Leder fiel ein Mantel aus königsblauem Samt, der aufs glücklichste verdeckte, was die Natur an ihm gefehlt hatte. Ungeduldig wartete er auf seine Braut. Sie hatte ihm nicht gesagt, welches Kostüm sie anlegen werde, damit er eine Überraschung habe. Nun endlich trat sie heraus.

Er bebte, als sie vor ihm stand. Nie hatte er sie so wunderschön, so seltsam gesehen. Die feurige Seide und der rötliche Ton ihres lockigen Haares schlugen in einen sonderbaren, heißen Farbenklang zusammen, so daß die schlanke, biegsame Gestalt einer tanzenden Flamme glich. Sie trug eine Halbmaske, die den Mund mit der lustigen, kleinen Zahnlücke freiließ. Hals und Arme waren nackt und blühten in Jugendfrische.

Unter Cyriaks verzehrenden Blicken wurde es dem Iseli ein wenig unbehaglich. Aber es beschwichtigte die aufsteigenden Bedenken rasch. „Mein ganzes Leben für Cyriak, drei Tage für mich!“ wiederholte es leise sein Sprüchlein und befahl seinem Gewissen Stillschweigen. Und dann betraten sie den Saal.

Licht jauchzte ihnen entgegen, Musik rauschte auf — und schon fühlte sich Iseli von Cyriaks Seite gerissen. Selig flog sie dahin in den Armen des roten Pierrots, der sie einfach entführte, weit, weit weg von dem verblüfften Cyriak. Und sie ließ sich führen, wohin der Pierrot wollte. Was galt ihr jetzt noch Cyriak? Heut abend gehörte sie dem anderen, dem Vornehmen! Wie er tanzte! Und süße, bestrickende Worte raunte er an ihrem Ohr.

Pierrot hatte wohl aufgemerkt, wer das Iseli hergeleitet hatte, denn daß es ohne Drachengefolgschaft kommen werde, war nicht wohl anzunehmen. Er richtete es also mit großer Geschicklichkeit so ein, daß sie nie in die Nähe des verlassenen Cyriak kamen. Aber einer grünen Gärtnerin und einigen goldgelben Pierrots raunte er zu, sie möchten sich des Patriziers im blauen Mantel ein wenig annehmen, es solle denn ihr Schaden nicht sein. Und von da an konnte sich der arme Cyriak dieser Gesellschaft kaum noch erwehren.

Iseli aber war wunschlos selig. Sie gab sich voll dem Augenblicke hin und kostete die Minuten wie unerhört herrliche Göttergeschenke.

Pierrot ließ Champagner kommen, den hatte sie noch nie getrunken. Als sie die Perlen in dem Glase aufsteigen sah, freute sie sich wie ein Kind und trank arglos von dem Wein, als sei es kohlensaure Limonade. Dann aber begann sie die prickelnde Wirkung zu spüren und der Übermut ihrer achtzehn Jahre schäumte auf. Manch willige Frau hatte Heinrich Münch in den Armen gehalten, keine war so märzfrisch, so urwüchsig und schlagfertig gewesen wie dies rheinische Kind mit dem Lachemund und den tanzenden Augen.

Und wieder flogen sie auf Walzerflügeln durch die klingenden Säle. Alle Erdenschwere, alle Reuegedanken glitten von Iselis Schultern wie eine zu lang getragene Bürde.

„Du hast den süßesten Mund, den ich kenne, Nixli,“ flüsterte Pierrot. „Wann läßt du ihn mir, deinen lustigen Mund? Ich weiß nur, wie er lachen und plaudern kann, nicht wie er — küßt.“

Und sie warf den Kopf zurück und lachte ihn an. „Alles mußt du ja nicht wissen, Pierrot!“

Die Stunden glitten dahin, wie fliehende, goldene Wellen. Niemand konnte sie halten. Irgendwo dahinten, weit, weit weg ergossen sie sich in ein dunkles, unbewegliches Meer — nicht daran denken! Neue kamen gerollt, tanzten, glänzten auf im Licht — und verschwanden —

Eine Bühne war da im Saal aufgeschlagen, auf der von Zeit zu Zeit lustige Aufführungen dargeboten wurden. Jetzt stand sie leer. Dahinauf lockte Pierrot das Mädchen, um zu seinem Kusse zu kommen. „Es ist so heiß unter der Larve, man muß sie manchmal abnehmen,“ sagte er arglistig und nahm die goldene Maske vom Gesicht. Da löste auch sie das Seidenband, das ihre Larve hielt, und aufatmend standen sie sich gegenüber und schauten sich in

die Augen. Lächelnd legte er den Arm um ihren Leib und hob das glühende Gesicht zu sich auf.

Da schlug dem Iseli doch plötzlich das Gewissen. Soweit wollte es nicht gehen, und es wandte sich hastig ab.

„Laß, ich darf nicht —"

„Warum nicht, Schäfchen?"

„Ich bin verlobt!"

„Schlänglein!" stieß er hervor. „Mit dem einen spielst du und den anderen willst du heiraten!"

„Aber ich will ja gar nicht! Ich soll doch!" sagte das Iseli weinerlich.

„Du liebst ihn also nicht einmal? Warum sagst du es ihm nicht? warum machst du dich nicht frei?"

„Ich kann nicht! Er würde es nicht ertragen!"

„Wer ist es denn?"

„Der, mit dem ich kam."

„Der Buckel? Und den willst du wirklich heiraten?" Münch war ernstlich entsetzt.

Das Iseli sah ihn ratlos an. „Nein — ich weiß nicht. Ich bin ganz wirr und weiß mir nicht zu helfen. Meinethalben hat er den gelben Schnecken verkauft, an dem sein Herz hing . . ."

„Und deswegen willst du ihn heiraten? Du bist nicht gescheit! Wenn du nicht das Herz hast, ihm zu sagen — daß du ihn nicht willst, so werde ich es tun."

Das Iseli wehrte erschrocken. „Nein, nein, ich muß mein Wort halten! Was soll aus ihm sonst werden und was aus mir —"

„Was aus ihm wird, das schiert mich nicht. Und was aus dir wird, das weißt du seit heute, und ich weiß es lange, schon lange! Mein wirst du, mein, mein, mein!"

Und wild riß er sie an sich, ihre Lippen, ihren Hals, ihre nackten Arme mit Küssen bedeckend. Dazwischen raunte er immer: „Du Meine, du Meine!"

Und des Iselis Blut rauschte ihm entgegen. Willenlos lag es in seinem Arm, duldete seine wilden Küsse, duldete seine kühnen Liebkosungen. Sie war sein, sie fühlte es, da half kein Wehren —

Plötzlich standen die beiden engumschlungenen Menschen in blendendweißem Rampenlicht. Jemand hatte sich den Witz geleistet und den Vorhang aufgezogen, und ein jubelndes Beifallklatschen und Bravorufen erscholl im Saal. Das Iseli floh in die Kulissen hinein, Heinrich Münch aber hielt schnell seine Larve vors Gesicht und verbeugte sich höflich nach allen Seiten, was neue Lachsalven hervorrief, und entfernte sich dann mit vielen Verbeugungen von der Bühne.

Der Vorhang fiel und das Iseli stand blaß und verstört und weinte. Er hielt ihre Halbmaske in der Hand und tröstete sie. „Es ist doch Fastnacht, Nixli, komm, sei gescheit! Es werden noch mehr Küsse geküßt werden heut abend!"

Und während er noch so tröstend und halb lachend vor ihr stand, schob sich auf einmal ein Mensch zwischen sie, und ein bleiches, wutverzerrtes Gesicht funkelte ihn an. Es war der betrogene Cyriak. Teufel nochmal, wo war denn die grüne Gärtnerin, wo war die Schutzgarde, die er dem Drachen gegeben? Da kamen sie, aber zu spät, die verdammte Bande!



Aus entschwundenen Zeiten. Nach einer Radierung von T. F. Simon.

Cyriak aber packte das Iseli an der Hand und sagte mit heiserer Stimme: „Iseli, komm mit mir, wir gehen heim."

Das Iseli wäre ihm vielleicht gefolgt, aber die grüne Gärtnerin und die gelben Pierrots zogen den Cyriak in den Saal zurück und tanzten einen wilden Reigen um ihn. Und alle sangen sie den alten Kinderreim:

Schneck, Schneck, komm heraus! — Streck dein vierfach' Hörner 'raus! — Kommen zwei mit Stecken, — Wollen dich erschrecken! — Kommen zwei mit Spießen, — Wollen dich erschießen — Bumm!

Bei dem Wort „Bumm" legten sie auf ihn an, als ob sie ihn schießen wollten. Hilflos blickte Cyriak um sich. Aber immer mehr Masken umtanzten ihn, umsprangen ihn und sangen ihm das grausame Necklied in die Ohren. Das Iseli aber war nirgends zu sehen.

Cyriak schlug um sich. Er wußte nicht, was er tat. Er schrie. Er brüllte. Er benahm sich völlig ungebildet. Die allgemeine Entrüstung wandte sich gegen den Störenfried, der keinen Spaß verstehen konnte. Was wollte so einer überhaupt auf einem Maskenball? Der sollte doch daheim bleiben! Und er wurde von den aufgestellten Ordnungsorganen beim Kragen gepackt und vor die Tür gesetzt.

Das war sonst eigentlich nicht üblich — aber Ordnung muß sein. Und zur Milderung ihres harten Amtes trugen die Sicherheitsbeamten auch Fastnachtsnasen auf ihren echten Polizeinasen.

Es ging schneller als ein Traum.

Taumelnd stürzte Cyriak in die kalte, neblige Nacht hinaus. Seines Feindes Antlitz aber hatte er doch gesehen und wußte, welcher vornehme Räuber ihm sein Glück gestohlen hatte.

Heinrich Münch hatte unterdessen das bebende Mädchen in einen Nebenraum hinter der Bühne gezogen und suchte es zu beruhigen, so gut es ging. Und das beste Mittel, meinte er, seien Küsse. Aber Iselis Lippen waren eiskalt, und sie zitterte.

„Laß mich nach Hause gehen, Heini, das Fest ist aus," flüsterte sie.

„Nein, das Fest fängt erst an. Ich habe dich von dem Drachen befreit, deinem buckligen Bräutigam. Dafür mußt du mir ewig dankbar sein."

Eine Ahnung dämmerte plötzlich in dem Iseli auf, daß er recht habe, daß zwischen ihr und Cyriak alles aus sei nach dem, was heute geschehen war. Darüber kam er nie weg. Nie.

Eine Zentnerlast fiel ihr vom Herzen. Sie hätte sich die Befreiung anders gewünscht, um Cyriaks willen. Aber sie war frei! Mochte sich ihr ferneres Leben gestalten wie es wolle, sie war von Cyriak befreit. Sie brauchte seine Liebkosungen nicht mehr zu dulden, vor denen sie geschaudert hatte!

Eine jauchzende Freude stieg in ihr auf. „Laß uns tanzen, Heini!" Und sie riß sich aus seinen umklammernden Armen und zog ihn in den Saal hinunter.

Die Geigen jauchzten, die Menschen jubelten. Die Küsse waren so häufig wie das Knallen der Sektpfropfen.

Und bis in den roten Morgen tanzte das Iseli aus der Rheingass' mit Heinrich Münch, dem jüngsten Sprossen der reichen Münchs aus dem Münchenhof.

Katzenjammer.

Cyriak war heimgegangen und hatte sich die bunten Fetzen vom Leibe gerissen. Wie ein zehrendes Nessusgewand brannten sie ihn. Rastlos irrte er durch die Straßen der toll gewordenen Stadt, maßlose Wut und grenzenlose Verachtung im Herzen. Was er für sein Höchstes und Heiligstes gehalten hatte, das hatte ihm der andere aus den Händen genommen als ein Spielzeug für die Fastnacht. Nie hatte das Iseli ihn aus freien Stücken geküßt. Gewehrt hatte sie sich unter seinen Liebkosungen. Dem anderen fiel sie zu wie eine reife Frucht, den anderen liebte sie!

Ihn hatte sie wohl nie geliebt. Lange schon war sie falsch gegen ihn. Das gleiche Kostüm, das die beiden trugen, verriet, daß sie sich schon vor langer Zeit verabredet hatten.

Im grauenden Morgenlicht blieb er vor einem großen Schaufenster stehen, das man vergessen hatte, zu verhängen. Es funkelte darin von feingeschliffenem Glas und Kristallwaren. Er schaute aber nicht nach den blinkenden Gefäßen, er blickte nur auf sein eigenes Spiegelbild. Eine verwachsene Gestalt, ein fahles Gesicht, aus dem zwei blauumränderte Augen glühten, sah ihm daraus entgegen. Das war Cyriak Wurz, der Narr, der an des Iselis Liebe geglaubt, der den gelben Schnecken verkauft hatte, einem leichtsinnigen Mädel zulieb!

Den gelben Schnecken! Ein trockenes Würgen stieg in ihm auf. Und gleichzeitig hörte er die höhnenden Stimmen das Lied anstimmen: „Schneck, Schneck, komm heraus!"

Es fiel ihm ein, wie er dem Iseli einmal die Geschichte von der bösen Fastnacht erzählt hatte, um die in Basel soviel Blut und Tränen geflossen waren. Für ihn war heuer auch eine böse Fastnacht gewesen, an der er sein Leben lang zu verdauen hatte!

Als es noch heller ward, befand sich Cyriak in dem St. Albangraben vor dem Münchhof. Er wußte kaum, wie er hierhergekommen war. Er stand gegen die Mauer des gegenüberliegenden Hauses gelehnt und faßte den Münchhof fest ins Auge. Es konnte ja sein, daß sein Feind schon lange daheim war und träumte.

Vielleicht hielt er das Iseli im Arm.

Da kam ein Wagen die menschenleere Straße heraufgerollt und hielt vor der Tür des Münchhofs. Cyriak sprang herzu und riß den Schlag auf. Iseli war nicht drinnen, wohl aber trat mit etwas schwankenden Schritten der feuerrote Pierrot auf die Straße. Cyriak schloß den Wagen, während der Rote in seinen Taschen nach einem Geldstück suchte, um den Kutscher abzulohnen. Cyriak stand neben ihm, als müsse es so sein, als der Rote das schwere, kunstvolle, schmiedeeiserne Tor aufschloß, und trat mit ihm in den steingepflasterten Hof, der zwischen dem Tor und dem Hauptgebäude lag. Jetzt erst schien Pierrot seinen Begleiter zu bemerken. Er drehte sich nach ihm um, wandte ihm sein liebenswürdiges, vergoldetes Gesicht zu, bückte sich und fragte ihn, wie man die kleinen, verlaufenen Kinder fragt: „Wem gehörst?"

„Ich bin nur der Schneck, Schneck komm heraus," sagte Cyriak, und seine Stimme klang heiser vor Wut.

„Ach, das Schreiberlein, mit dem das Iseli —"

„Ja, der!" fiel ihm Cyriak ins Wort.

„Kommen zwei mit Stecken, wollen mich erschrecken —" jammerte die Fistelstimme spottend hinter der goldenen Larve hervor.

„Nehmt Euer falsches Gesicht ab, Fürsprech Münch, hier ist keine Fastnacht mehr!" sagte Cyriak.

„Fastnacht ist noch bis Mittwochabend," erwiderte der Rote, „und was Ihr hier überhaupt wollt, ist mir unklar."

„Ich will mit Euch über das Mädchen sprechen, dem Ihr das Leben verpfuschen wollt," sagte Cyriak mit tiefem Ernst.

Der Mann in der Larve wiegte bedauernd den Kopf, so daß das Zöpfchen seiner weißen Perücke mitleidig hin und her schwankte. „Das wird langweilig und hier ist es kalt," sagte er. „Kommt mit mir."

Sie gingen links über den Hof auf die Stallungen zu, die dort lagen. Niemand war da. (Fortsetzung folgt.)

Nachdem ich dich verlassen …

Deine kleinen, schmalen Füße, die vordem gingen
wie von unsichtbaren Schwingen
getragen,
schreiten nun schwer, als wären sie bleibeschlagen. —
Sie haben ja deine ganze Verzweiflung zu tragen …

Deine Augen, die früher so frühlingslicht
lachten in deinem liebeverklärten Gesicht,
liegen in tiefen Höhlen nun ganz gebrochen:
der Dolch deiner Leiden hat sie dir ausgestochen. —

Und deine liebe, weiße, sammetfingrige Hand,
die oft so gebefreudig heiß in der meinen gebrannt,
wird nun lange, lange Zeit nicht mehr nach dem
lockenden Leben fassen,
nachdem ich dich so fluchtschnell habe verlassen. —

Fritz Kudnig.



Die Amazonenschlacht. Nach einem Gemälde von Rubens.

Kriegerische Frauen und weibliche Kriegervölker.

Von Professor Dr. R. Stübe. (Hierzu sechs Abbildungen.)

Der Gedanke, auch weibliche Truppen aufzustellen, ist im Weltkriege mehrfach hervorgetreten, zur Tatsache ist er, begünstigt von Kerenskij, in Rußland geworden, an dessen Umwälzungen Frauen stets mit leidenschaftlicher Energie teilgenommen haben.

In der Tat ist dort ein weibliches Bataillon zustande gekommen, das auch einigemal an Kämpfen teilgenommen hat, jedoch sofort vernichtet oder zerstreut worden ist. So bedeutungslos diese weibliche Truppe an sich ist, so bemerkenswert ist sie als eine Erscheinung, die an ähnliche Vorkommnisse primitiver Kultur und älterer Zeit erinnert. Einzelne Fälle, in denen sich Frauen als Kriegerinnen bewährt haben, sind bis in die jüngste Zeit nicht selten. Der bekannteste Name ist wohl Leonore Prochaska, die verkleidet ins Lützowsche Freikorps trat, das noch zwei weibliche Mitkämpfer in seinen Reihen sah, Anna Lühring und eine Unger. Im Regiment Kolberg focht „das Mädchen von Friedland", Friederike Krüger, die bei Dennewitz verwundet wurde und bei Ligny mitkämpfte. Sie gewann nicht nur mehrere Orden, sondern wurde sogar zum Unteroffizier befördert. Ruhmvoll war auch die militärische Laufbahn der Regala Engel, die mit ihrem Gatten den russischen Feldzug mitmachte und auf französischer Seite bei Auerstädt, Pultusk und Eylau focht. Schwer verwundet lag sie dann in Paris, wo Friedrich Wilhelm III. ihr einen Besuch abstattete.

Neben diesen Einzelfällen sind auch ganze weibliche Truppen noch in der neueren Geschichte aufgetreten. Die Absicht, solche zu bilden, trat mehrfach 1813 hervor; so hat Kotzebue den Vorschlag einer sogenannten „weißen Legion" gemacht. Im Kampf Spaniens gegen Napoleon I. entstanden 1809 bei der Verteidigung von Gerona zwei Kompagnien aus Frauen, die zwar nicht kämpften, aber Munition herbeitrugen und Verwundete fortschafften. Dabei haben viele den Heldentod gefunden. Als Karl der Kühne von Burgund 1472 Besançon angriff, wurde Jeanne Hachette die Retterin der Stadt, die sie an der Spitze von Frauen und Mädchen entschlossen verteidigte. Ähnlich war die Verteidigung von San Bonifacio auf Korsika (1420) gegen den Angriff der Spanier unter Alfons von Kastilien. Als die Spanier die Mauern der Stadt mit Leitern zu ersteigen begannen, leitete Margarete Bobia die Verteidigung. Unterstützt von Frauen ließ sie die Leitern durch Steinblöcke zerschmettern, während andere kochendes Wasser, Öl und Pech auf die Angreifer gossen und in Rüstungen auf der Mauer standen, um die Zahl der Verteidiger größer erscheinen zu lassen.

In der neueren Zeit sind solche weibliche Truppen nur vorübergehende Erscheinungen. Sie sind erklärlich durch die starke seelische Erregung. Die Gefahr weckt solche abnormen Äußerungen des Willens. Als eine ständige Erscheinung dagegen lernen wir weibliche Truppen gar nicht selten bei Völkern primitiver Kultur kennen. Mehrmals stießen die Europäer bei der Entdeckung Amerikas auf weibliche Krieger. Kolumbus selbst berichtet, er habe bei seiner Landung in Santa Croce ein Boot getroffen, das mit Frauen besetzt gewesen sei, die sich wie Männer gegen die Spanier verteidigt hätten. Ziemlich dunkel ist der



Das einstige russische Frauenbataillon vor seinem Ausmarsch an die Front: Besichtigung durch General Polovtzew, den einstigen Stadtkommandanten von Petersburg. Neben General Polovtzew die Bataillonsführerin Frau Botschkarewa, die Witwe eines sibirischen Schlächtermeisters. (Nach „L'Illustration".)

am Thermodon. So viele sie lebendig gefangen nahmen, führten sie auf drei Schiffen mit sich. Auf der See aber töteten die Amazonen die Männer. Da sie sich aber auf Seefahrt nicht verstanden, so wurden sie verschlagen und landeten am See Maeotis im Skythenlande, dem jetzigen Asowschen Meer. Auf Pferden, die sie am Strande fanden, durchzogen sie das Land, wobei es zu Kämpfen mit den Skythen kam. Als diese an Erschlagenen erkannten, daß es Frauen waren, beschloß man, sie nicht zu töten. Man sandte die jüngsten Männer aus, die sich damit begnügten, ein Lager in der Nähe der Amazonen aufzuschlagen. Griffen diese an, so flohen sie. Schließlich erklärten die Männer den Feindinnen: „Euch nehmen wir zu Frauen und keine anderen." Diese verhielten sich nach einigem Zögern nicht ablehnend, erklärten aber: „Wir werden wohl mit euren Müttern und Schwestern nicht leben können, denn wir haben nicht die gleichen Sitten wie jene: wir führen Bogen und Speer und wir reiten.



Englische Frauen als Kraftwagenführerinnen bei den Lufttruppen. (Aus „The Sphere".)

Weibliche Arbeit verstehen wir nicht. Geht aber zu euren Eltern, holt euer Besitztum und laßt uns gemeinsam davonziehen.“ So wanderten sie über den Don. Dort wohnten sie noch zu Herodots Zeit. Daher hatten die Frauen der Sarmaten zu jener Zeit noch ihre alten Sitten, sie jagten zu Pferde mit oder ohne Männer, zogen in den Krieg und trugen dieselbe Kleidung wie die Männer.

Den letzten Ausklang der antiken Amazonensage finden wir in der „Geschichte der Gothen“ (Kap. 49—57) des Jordanes, der um 550 n. Chr. schrieb. Er verbindet die Amazonen mit der Vorgeschichte der Gothen am Schwarzen Meer und berichtet von großen Eroberungszügen der Frauen durch Kleinasien und Syrien unter Führung ihrer Königin Marpesia.



Die Amazone. Nach einer Plastik von Professor Franz v. Stuck.

Suchen wir nach dem Kern dieser Sagen, so finden wir einen Anhalt in der Geschichte des älteren Kyros, des Begründers des Perserreichs, der im Jahre 529 im Kampf gegen die Massagetenkönigin Tomyris den Tod fand. Die Massageten aber sind ein skythisches Volk, mit denen die Amazonen oft in Verbindung stehen. Eine Amazone, die Thalestris, soll Alexander den Großen aufgesucht haben. Es ist möglich, daß die Fürstin eines barbarischen Nomadenstammes bei ihm gewesen ist und daß ihr Erscheinen die uralte Amazonensage wieder geweckt hat. Bis zum Tode Alexanders soll sogar ein Amazonenreich nördlich vom Schwarzen Meer bestanden haben.

Zumeist sind Amazonen für ein rein mythisches Gebilde gehalten. Und doch weisen die Tatsachen der Ethnographie darauf hin, daß sich in diesen sagenhaften Berichten ein geschichtlicher Kern bergen kann. Sondern wir die zweifellos dichterischen Züge aus, so wird von den Amazonen eigentlich nichts berichtet, wozu wir keine Parallelen bei primitiven Völkern fänden. Daß es kriegführende Frauen gegeben hat, kann nach den Tatsachen, die uns die Völkerkunde gibt, nicht zweifelhaft sein. In der Sage tritt häufig der Zug auf, daß die Männer in diesem Staat entweder ganz fehlen oder eine ganz untergeordnete Stellung einnehmen. Auch hier hat die Sage wohl an einen uralten und weitverbreiteten Rechtszustand angeknüpft, an die Zeit, da die menschliche Gesellschaft nach dem „Mutterrecht“ geordnet war, d. h. wo Familie und Gesellschaft wesentlich von der Frau geleitet wurden. Mit diesen alten Rechtsverhältnissen scheint die Amazonensage die vereinzelte, sehr altertümliche Erscheinung von kriegführenden Frauen verschmolzen zu haben. Für das geschichtliche Dasein der Amazonen spricht auch die Tatsache, daß ihre Wohnsitze von der Sage nicht in ein fernes Märchenland verlegt werden, sondern in ein Gebiet, das wohl Barbarenland, den Griechen aber sehr gut bekannt war, nämlich in die Küstenländer am Schwarzen Meer.

Zwei Gedichte.

Großstadt. Von Cornelia Kopp.

Das, was uns fehlt, ist ein Stückchen Land,
Das friedvoll dem glutenden Abend sich schenkt,
Ist eines Flusses silbernes Band,
Der schmeichelnd umblühte Ufer tränkt.

Das, was uns fehlt, ist der Scholle Ruch,
Ist des Windes Spiel in wiegenden Zweigen,
Ist der Nebel geisterndes Weben im Bruch,
Ist der Tannen Geraun und der Mondnacht Schweigen.

Ist der ganzen weiten Unendlichkeit
Lebenbejahende Gebärde,
Ist Sommerjauchzen und Wintergeschmeid
Und eine Heimat am Herzen der Erde!

Die Glocke. Von Leutnant d. R. Werner Bergengruen.

Abends, da die Winde schlafen gingen,
Hört' ich einen kleinen Vogel singen.

Sang von einer Glocke, hell kristallen.
Selig, selig, der sie hörte schallen!

Dessen Trost kann keine Nacht vertreiben,
Und sein Herz wird immer fröhlich bleiben.

„Lieber Vogel, willst du mich bedeuten,
Wo ich hören kann der Glocke Läuten?

All mein Gold und Silber wollt' ich bringen,
Um mir diese Glocke zu erringen.

Hundert Meilen wollt' ich barfuß laufen,
Wüßt' ich nur den Ort, wo sie zu kaufen.“

Hub der Vogel an: „Merk, was ich singe!
Gold und Silber sind geringe Dinge.

Hundert Meilen würden niemals enden.
Greife du nach zwei geliebten Händen!

Und sie werden dir die Glocke schenken
Und dein Herz mit allen Freuden tränken.“



Die Kühe des kleinen Mannes.



Von Dr. Alexander Sokolowsky. (Hierzu vier Abbildungen.)

Der Krieg ist in mancher Hinsicht ein Lehrmeister geworden! Er zwingt die Menschen, sich in die Verhältnisse der Gegenwart zu schicken, wie es nur irgend geht. Durch den Schwund und die Streckung zahlreicher Nahrungs- und Genußmittel wird die Menschheit gezwungen, sich nach Ersatzmitteln umzusehen. Während vor dem Krieg das Ausland mit seinen zahllosen Erzeugnissen die Nahrungsproduktion unserer Heimat ergänzte und ersetzte, sind wir heute angewiesen, uns so gut es irgend geht mit Ersatzmitteln zu behelfen oder auf Möglichkeiten zu sinnen, die uns das Fehlende nicht vermissen lassen. Während man vorher in der Bedürfnisfrage den Bedarf durch fremdländische Erzeugnisse deckte, ist man heute gezwungen, die heimische Produktion in ausgiebiger Weise zur Benutzung heranzuziehen. Dieses „Besinnen auf die Heimat“ hat in den Kriegsjahren schon manche Früchte getragen. Industrie und Gewerbe haben dadurch manche wichtige Förderung erhalten. Ebenso haben dadurch Gartenbau und Landwirtschaft Vorteile gehabt. Während in landwirtschaftlicher Hinsicht in früheren Jahren sich das Bestreben geltend machte, durch Vereinigung von Liegenschaften Großgrundbesitz zu schaffen, läßt sich heute das Vorhaben erkennen, Kleingrundbesitz zu erlangen, um durch Erzeugung von gärtnerischen und landwirtschaftlichen Produkten die Bedürfnisse des täglichen Lebens durch eigene Herstellung zu erlangen. Das gilt nicht nur von pflanzlichen, sondern auch von tierischen Erzeugnissen. Durch diese zeitgemäße Forderung ist die Kleintierhaltung und Zucht zu Ehren gekommen.

Ein für die Volksernährung außerordentlich wichtiges Nahrungsmittel ist die Milch. Welche Nachteile eine erschwerte Milchbeschaffung verursacht, hat der Krieg in überzeugender Weise bewiesen. Die Milchversorgung, namentlich der Großstädte, stellt an das Großmilchvieh, das Rind, derartig große Anforderungen, daß sich zeit- und stellenweise die größten Schwierigkeiten ergeben, den Ansprüchen gerecht zu werden. Es hat sich daher die Notwendigkeit erwiesen, die Haltung und Zucht des Kleinmilchviehs mit allen Mitteln zu fördern, um durch Ergänzung und Ersatz der Kuhmilch durch Ziegenmilch das täglich angeforderte Quantum Milch zu beschaffen. Die Kleintierzucht, insbesondere die Ziegenzucht, muß daher in ausgiebiger Weise gefördert werden. Die letztere erfreute sich in Deutschland lange nicht genug der ihr gebührenden Beachtung. Man kann ruhig sagen, sie ist in mancher Hinsicht direkt vernachlässigt worden. Daher kommt es, daß die Nutzeigenschaften der Ziege noch heutigestags nicht den Ansprüchen genügen, die an ein volkstümliches Haustier gestellt werden. Das erstreckt sich in erster Linie auf die Milchnutzung. Die Erweiterung der Nutzungseigenschaften der Ziege erstreckt sich nach Bödeker in erster Linie auf ein über das ganze Jahr verteiltes, anstatt jetzt einheitliches, Ablammen und damit erst eine gesicherte Milchnutzung, auf eine nachdrücklichere Betonung der Fleischnutzung und schließlich auf eine Benutzung von Ziegen vor Kleinfuhrwerken. Die neuzeitliche Ziegenzucht hat daher nicht nur die volkswirtschaftlich wichtige Aufgabe, für die Verbreitung der Ziege als „Kuh des kleinen Mannes“ zu sorgen, sondern es stehen ihr noch hohe und nicht minder wertvolle Ziele offen, die auf eine Hebung der Ziegenzucht als solche hinauslaufen.

Für den Kleinbesitzer ist die Ziege als Milchlieferantin geradezu unentbehrlich und unersetzlich. Das gilt besonders für solche Familien, die weitab von bäuerlichen Gehöften oder an der äußersten Stadtgrenze wohnen, so daß eine anderweitige Milchbeschaffung auf große Schwierigkeit stößt. Als solche wären Bahnwärter und zahlreiche Arbeiter zu nennen. Viele Landbewohner können sich die Haltung einer Kuh nicht leisten, haben aber immer Raum und Futter für etliche Ziegen. Als solche seien Pfarrer, Lehrer, Forstleute und andere Beamte aufgeführt. Namentlich sollten aber Familien mit milchbedürftigen Kindern sich mit Ziegenhaltung abgeben, da die Ziegenmilch einen hohen Nährwert hat. Da der kleinere oder kleine Hausstand nicht viel Futterabfälle abwirft und der beschränkte Bodenbesitz auch nur wenig Futterertrag liefert, kann sich der Kleinbesitzer nur einzelne oder wenige Ziegen halten. Dabei ist die Auswahl der Rasse ziemlich gleichgültig. Es kommt nur darauf an, daß die betreffende Ziege viel und gute Milch liefert. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die weißen Saanenziegen, die ursprünglich aus der Schweiz stammen, seit einer Reihe von Jahren aber bereits in mehreren Schlägen in unserer Heimat ge-



Weiße hornlose, kurzhaarige Saanenziege deutscher Zucht.



Weißer hornloser, kurzhaariger Saanenziegenbock deutscher Zucht.





Links: Weißes Lamm. Rechts: 6 Monate altes Lamm, Wilstermarschschlag.

züchtet werden. Man gibt im allgemeinen den hornlosen Schlägen den Vorzug, da diese sanfteren Naturells sind und sich ungefährdeter melken lassen. Die Schweizer Saanenziege erreicht eine Höhe von 90 cm und ein Gewicht von 80 kg. Unter den farbigen Ziegenschlägen sind die Toggenburger und die Guggisberger Ziege besonders hervorzuheben. Aus buntfarbigem Schweizerblut ist die einheimische Schwarzwaldziege hervorgegangen. Die Bestandteile der Ziegenmilch sind nach Fleischmann im Durchschnitt 86,53 Proz. Wasser, 4,8 bis 7,5 Fett, 3,8 Eiweiß, 1,2 Käsestoff, 4 Milchzucker, 0,7 Proz. Mineralstoffe. Je nach der Fütterung, Melkzeit und Pflege schwankt der Gehalt an Fett und Käsestoff. Ziegenmilch hat einen hohen Gehalt an leichtverdaulichen Nährstoffen und empfiehlt sich daher besonders zur Ernährung von Kindern, Blutarmen, Bleichsüchtigen, Kranken und Genesenden.

Eine gute Ziege gibt durchschnittlich 600 bis 800 Liter Milch während der Melkzeit, die nach der Geburt des Lammes bis zur wiedereintretenden Brunst oder Trächtigkeit sich erstreckt. Der Milchertrag ist nach dem Lammen am größten und kann dann 3 bis 5 Liter täglich betragen. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Ziege verhältnismäßig wenig Krankheiten unterworfen ist und namentlich nicht zur Tuberkulose neigt. Auch zur Buttergewinnung eignet sich Ziegenmilch gut, nicht minder zur Käsebereitung. Der Verwertung des Ziegenfleisches steht in manchen Gegenden unserer Heimat, so in Norddeutschland, ein Vorurteil entgegen. Ziegenlammfleisch zeichnet sich durch besondere Zartheit und guten Geschmack aus.

Für die Gartenwirtschaft eignet sich der Ziegendünger ausgezeichnet, sein Düngerwert ist sechsmal so groß wie der von Kuhmist.

Zur weiteren Ausnutzung empfiehlt es sich, die Ziege weit stärker als bisher zum Ziehen von Kleinfuhrwerken heranzuziehen. Zu diesem Zwecke kommen nur kastrierte Böcke zur Verwendung.

Bisher hatte man nur einseitig auf die Ziege als „Kuh des kleinen Mannes" das Auge gerichtet. Unsere deutsche Tierzucht bietet uns aber noch ein Haustier, das sich ebenfalls ausgezeichnet als Milchlieferant für Kleinbesitzer eignet. Es ist das Milchschaf. Die Nutzungseigenschaften dieses Schafes sind dreifacher Art: Fleisch, Wolle und Milch. Die Milchschafe gehören zu den Marsch- oder Tieflandschafen. Unter den deutschen Schlägen sind das ostfriesische und das mit ihm nahe verwandte Wilstermarschschaf die bekanntesten. Besonders werden die ersteren ihrer Milchergiebigkeit wegen gerühmt. Die Milchmenge, die ein Schaf im Jahre liefert, schwankt zwischen 300 bis 700 Litern mit Ausschluß der während der Säugezeit von 4 bis 6 Wochen von den Lämmern verzehrten Milch. Durchschnittlich werden täglich 2 Liter Milch erzielt, in der Hauptlaktationszeit steigt der Ertrag auf 5 Liter täglich. Die Schafmilch ist von gelblichweißer Farbe. Sie hat nach König im Mittel von 15 Analysen 17,02 Proz. Trockensubstanz, 6,52 Protein, 6,14 Fett, 4,71 Milchzucker und 0,67 Proz. Salze. Zum Unterschied von der Kuhmilch hat sie mehr Trockensubstanz und Milchzucker. Zur Butterbereitung eignet sie sich weniger, da sie schwer aufrahmt und weich und wenig haltbar ist. In Ostfriesland wird aus 17 bis 20 Liter Sahne 1 kg Butter gewonnen. Die Käsebereitung von Schafmilch wird namentlich in Frankreich (Roquefort und Aveyron), Ober- und Süditalien, den Niederlanden, Mähren, Galizien, Siebenbürgen sowie in Ostfriesland betrieben. In Roquefort wird die zum Gerinnen gebrachte Schafmilch mit von einer spezifischen Schimmelsorte bewachsenem Brot vermischt. Der damit hergestellte Schafkäse reift dann in 30 bis 40 Tagen in Felsenhöhlen.

Die Milchschafe liefern ferner bei einmaliger Schur 4 bis 5 kg ungewaschene Wolle, die sehr dauerhaft ist. Bei Böcken werden bis 7 kg Wolle erzielt.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für den wirtschaftlichen Wert dieser Schafrassen ist es aber, daß sie fast das ganze Jahr auf der Weide sind und nur an kälteren Wintertagen in den Stall genommen werden. Sie sind demnach sehr abgehärtet und gesund, so daß sie sich lange ausnutzen lassen. Auch sind sie sehr genügsam und anspruchslos in der Haltung. Das Wilstermarschschaf ist besonders auch als Fleischtier zu werten. Infolge der billigen Durchwinterung hat sich die Zucht dieser Schafe während des Krieges ungewöhnlich lohnend erwiesen. Die Wilstermarschschafe werden nur bei sehr tiefem Schnee des Nachts in einem Schuppen oder kalten Stall untergebracht. Sie erhalten dann neben gutem Heu oder Stroh von Hülsenfrüchten etwas Kraftfutter.

Diese Schafrassen eignen sich zwar nicht für alle Gebiete unseres deutschen Vaterlandes, es gibt aber viele Gegenden, in denen sie gut fortkommen würden. Da die Milchschafe auch in einzelnen oder wenigen Exemplaren gehalten werden, sind sie zur Haltung für Kleinbesitzer ebenfalls gut zu empfehlen. Es liegt in diesen gesunden Schafrassen ein noch viel zu wenig gehobener Schatz, den auszunutzen jetzt in der Kriegszeit besondere Gelegenheit wäre, zumal es sich um bodenständige, heimische Haustiere handelt.



Die Grenzen des Naturerkennens.



Zum 100. Geburtstag du Bois-Reymonds. Von Wilhelm Bölsche.

Als Kind habe ich's einmal erlebt, daß in der großen Bibliothek meines Vaters ein allzu stark belastetes Regal zusammenbrach und meine Schwester und mich unter einer Bücherlawine verschüttete. Seitdem plagt mich bisweilen ein Alptraum mit solchem literarischen Erdrücktwerden, aber auch im Wachen reifer Jahre hat sich mir gelegentlich ein Bild daraus gestaltet: Die Menschheit der Zukunft, begraben unter ihrer eigenen Wissenslast! Unsere Bibliotheken wachsen und wachsen — wohin soll das führen? In ein paar hundert Jahren werden unsere Zeitungen und Bücher, alle sorgsam aufbewahrt, anfangen eine geologische Schicht um die Erde zu bilden. Inzwischen bleibt der Trost, daß doch dieses Wissen sich durch eine innere Selbstregulierung auch wieder vereinfache: vom starken Dichter dauert nur ein Bändchen, von endloser Forschung eine Formel. Das Leben ganzer großer Menschen aber kriecht zuletzt in das kleine Spukteufelchen irgendeines geflügelten Worts. Im „Zeppelin“ ist uns schon Person und Sache eins, der alte Darwin wird mehr und mehr „der mit dem Affen“ — nun und er, der am 7. November dieses Jahres seinen hundertsten Geburtstag feiern würde, lebt uns fort in dem kleinen und doch auch in anderem Sinne schicksalsschweren Wörtchen Ignorabimus („nie werden wir's wissen!“).

Emil du Bois-Reymond, der typische Berliner, in Berlin geboren und gestorben, Berlin erzogen, Berlin etwas geworden, in Berlin junger Draufgänger seines Fachs und alter repräsentativer Ehrengreis mit Charakterkopf und doch im Spreewasser mit dem bekannten Nixentropfen seines französischen Namens getauft — er hat auch für das wirkliche „Wissen“ reichlich viel getan. In ihm verknüpfte sich fast vorgängerlos die damals junge „Wissenschaft vom Leben“ (Physiologie) mit dem allerjüngsten und doch bald so bahnbrechenden Elektrizitätszweig der Physik. Aber diese ihrer Zeit glänzenden, wenn auch stofflich engen Fachsachen sind heute längst eingegangen in den großen Strom des Wissens selbst, wie eine einzelne elektrische Welle sich verliert im ungeheuren Netz. Mit dem Nichtwissenkönnen dagegen hat es nach wie vor seine besondere Bewandtnis.



E. du Bois-Reymond

Es war im Jahre 1872, auf der Naturforscherversammlung zu Leipzig. Diese Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte waren einst von Lorenz Oken begründet worden als eine Art großen Kaffeekränzchens zum persönlichen Kennenlernen. Aber wie der Kaffee stärkeren Getränken wich, so hatte sich gelegentlich doch auch immer wieder etwas geistig Robusteres in die Kränzchen eingeschmuggelt: große Heerschauen gewandterer Redner über die naturwissenschaftlichen Grundfragen, Grundzwecke, Grundaussichten. Der damals kaum an der Altersschwelle blühende, so selbstbewußte wie wirklich selbstkräftige du Bois aber war mehr als solcher bloß „gewandtere“. Wenn die meisten seines Zunftvolkes alles eher besaßen als höheres Rednertalent, so beherrschte dieser breitschultrige, kurzhalsige Recke mit dem Lockenkopf, halb brüllender Löwe, halb weltgewandter Satyr im Frack, sogar die kleinsten Tricks des gedrillten Herrn Hofpredigers, wozu als mehr kam, daß er seine Reden wirklich bis ins Ästhetische ausfeilte. Selbst wo seine Ideen heute verblaßt sind, ist es immer noch ein Feinschmeckergenuß, wegen dieser Kunstform in den Bänden seiner Reden zu blättern. Damals, im Vortrag von 1872, sollte aber die schöne Form einem nicht minder gewichtigen Gedanken gelten.

Ein geradezu ungeheures Bild rollt Du Bois unter dem Titel „Über die Grenzen des Naturerkennens“ auf. Seit hundert Jahren war jetzt der Naturforscher in der Kulturmenschheit heraufgestiegen als ein Meteor von strahlender Pracht. Gerade bei uns in Deutschland schien das alte Volk der Dichter durch ein anderes, fast noch stärkeres der Forscher und der Techniker abgelöst zu werden. Das aber wird jetzt in unfaßbare Fernen noch gesteigert gedacht. Denken Sie sich, meine Herren, eine Naturforschergeneration, die geradezu die Weltformel gefunden hätte. Alles Geschehen, „alle Wirkenskraft und Samen“ ist ihr zu einer einigen Rechnung geworden, einer Mechanik der Atome, an denen sie leichtfüßig auf und ab läuft, ob sie nun um die Erde gehe oder Siriusweiten umfasse. Ein solcher Weltenrechner sähe Zukunft und Vergangenheit in eins. Das mathematische Zeichen der Unendlichkeit, in seine Weltformel eingestellt, enthüllte ihm rückwärts das Chaos des ersten Schöpfungsmorgens oder vorwärts vielleicht den schaurigen Wärmetod der stillstehenden Weltarbeit.

Und doch! Zu diesem verwegensten, kolossalsten Bilde nun das Überbietende. Aus dem kritischen Gedanken! Dieser Märchenforscher im Besitz der Weltformel wüßte nicht, was Bewußtsein ist. Er sähe in allem Geschehen nur eine Wolke fallender Atome als letzte kalte Weltvision, — Atome von rein mechanischer Zusammenarbeit. Wie in solche Atomwelt Empfindung, Bewußtsein kommen sollen, begriffe er nicht. All sein

Rechnen rührte nicht an die Welt der Werte, wo statt kalter Ziffern auftaucht: „Ich fühle Schmerz, fühle Lust, ich schmecke süß, rieche Rosenduft, höre Orgelton, sehe Rot, schließe: Also bin ich." Gleichwohl aber existiert auch diese Tatsache einer Wertung in der Welt, eines Empfindens, eines Bewußtwerdens; man braucht dabei nicht bloß an den Menschen zu denken, — im einfachsten Schleimklümpchen eines Infusors, das empfindet, lebt sie schon. Der Naturforscher aber wird mit seiner Rechnung nie an sie herankommen. Hier dämmert eine absolute Schranke des wissenschaftlichen Naturerkennens. Der Naturforscher hat nur Materie in der Welt, die nicht denkt. Und doch wird gedacht. Sein eigener Denkergeist ist Exempel. Wie das zustande kommt: wir wissen's nicht (Ignoramus). Aber wir wüßten's auch nicht, wenn wir die Weltformel hätten. Was hülfe es, wenn du die ganze Welt gewönnest... Nie werden wir's wissen, wie Materie denkt, — Ignorabimus.

Es ging ein Zauber von diesem Wort aus, als es damals mit erhobener Stimme gesprochen wurde, der bis heute nachwirkt. Unter den Hörern ist wohl keiner gewesen, der nicht fühlte, daß hier etwas gesagt war, um das sich Jahrhunderte noch streiten würden und das den Namen du Bois-Reymonds zu Enkeln tragen würde, die sich um sein Spezialfach nicht kümmerten. In Wahrheit steckte dreierlei darin: eine Tat auf jeden Fall, eine Gefahr, und vielleicht doch ein halber Irrtum.

Damals, in jenen ersten siebziger Jahren, drang bekanntlich die von Darwin neu aufgestellte Entwicklungslehre überall durch, und in ihrem Gefolg wurde zum erstenmal mit einem großen aufsteigenden Stammbaum der Lebewesen vom kleinsten Urtierchen wirklich bis zum Menschen herauf Ernst gemacht. Bei dieser Entwicklung schloß sich nun Zelle an Zelle, und auch die höchsten Bewußtseinsvorgänge wurden an die einfachsten Empfindungen dort lückenlos angereiht. Alsbald aber machte sich besonders in der deutschen Forschung auch ein Gedanke wieder breit, an sich so alt wie Philosophie und Naturforschung wohl überhaupt. Das Geistige sollte einfach ein Erzeugnis des Körperlichen sein; Empfindung etwa eine besondere Art Bewegung. Im Altertum glaubten Philosophen das so auszudrücken, als gebe es seelische Atome, die vielleicht glatter oder runder seien als die körperlichen. In der zweiten Hälfte jetzt des 19. Jahrhunderts prägte Karl Vogt neu den Satz: Das Gehirn sondere die Gedanken ab, wie die Niere eine gewisse minderwertige Flüssigkeit. Dem gegenüber war du Bois' Feststellung, an weithin sichtbarer Stelle von einem der ersten Naturforscher der Zeit selbst gegeben, nun eine wirklich wieder befreiende Tat. Vogts Satz mochte man seine Drastik zugute halten, aber er war falsch: niemals war auch vom Boden der Entwicklungslehre einzusehen, wie Bewegung in Empfindung übergehen sollte. Jeder Versuch solcher Erklärung bedeutete eine unmögliche Homunkulusschöpfung, die den Geist in einer Retorte kohibieren wollte. Der Irrtum ist noch manchmal bis heute wiederholt worden, erledigt war er aber eigentlich endgültig seit dem Tage von du Bois' Vortrag.

Nun aber war wiederum nicht zu leugnen, daß auch in dem großen Ignorabimus selber etwas Mißdeutbares steckte. Eine bloß mechanisch vorgestellte Materie konnte nicht denken. Dennoch wurde gedacht in der Welt. Der Naturforscher sah dieses Dilemma und erklärte es von seiner Methode aus für unlösbar. War damit aber nicht die Gesamtarbeit des Naturforschers selbst bedenklich herabgesetzt inmitten einer Zeit seiner höchsten Triumphe? Wir alle lebten und webten in der Welt der Werte, die vom Geistigen ausgingen: für den Naturforscher in seiner Körperwelt blieb diese Geisteswelt ein unbegreifliches Wunder, an das seine Weltformel niemals heran konnte. Und sogleich ist die Meinung ausgesprochen worden, daß du Bois' Rede die Bankerotterklärung der modernen Naturwissenschaft in höchstem Sinne enthalte. Die Tatsache des Bewußtseins, von der Naturforschung als „Wunder" preisgegeben, müßte sich gewisse andere Pforten zum Anklopfen suchen, wo man die Naturforschung vielfach überhaupt für wertlos hielt. War drüben etwas von Wagners Homunkulus entlarvt, so konnte man hier bange werden vor Mephistos Wort: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft..."

Es ist aber doch nicht belanglos, daß wir beidemal gerade an Goethe gemahnt werden, der nun wohl auch noch in einem dritten Sinne dazu das Wort haben muß. Du Bois hat zu Goethe selbst keinen glücklichen Standpunkt gefunden. In einer seiner schwächsten Reden griff er ihn besonders auch als mitredenden Dilettanten in Naturforscherfragen an, und doch hätte er, meine ich, gerade von Goethes Naturauffassung die tiefste Wahrheit lernen können, die eigentlich erst seine eigene Ignorabimus-Resignation in ein nochmals Höheres und Befreiendes aufhob. Goethe, von Spinoza geleitet, hat selbst jederzeit als sein tiefstes Glaubensbekenntnis verkündet, daß man den Begriff der Natur nicht zu einseitig fassen dürfe. Man dürfe diese Natur nicht zur rohen Materie entseelen, um dann vor der Existenz des Geistes einen unlösbaren Widerspruch zu entdecken. Wenn ich sage: die Welt ist Materie, Materie denkt nicht, dennoch wird in der Welt gedacht, so gerate ich allerdings in die unheilbare Gedankenwirrnis, und der Schritt ist dann gering, daß der Geist etwas Widernatürliches und Übernatürliches sein müsse. Solchem Zerstückeln der Welt in Natürliches und Wunder widerstrebte aber eben mit allen Fasern Goethes Sinn für die Einheit und Erhabenheit des Natürlichen. Von Anbeginn werden wir nach ihm in aller Natur auch ein Geistiges voraussetzen müssen. Natur nie ohne Geist! Auch in der unendlichen Gestaltung der Entwicklung läßt dieses Geistige nicht nach. Immer geht die Welt der Wertungen der Welt des einfachen mechanischen Geschehens zur Seite. Alles Mechanische hat zugleich geistig einen ewigen Sinn. Und indem wir das eine erforschen, umfassen wir notwendig das andere mit. Nennen wir das Geistige in seinem höchsten Ausdruck im All Gott, so kommen wir zur Gottnatur Goethes. Da uns als höchste bekannte Form des Geistigen aber das Menschenbewußtsein vor Augen ist, so verehren wir das Göttliche vor allem im Symbol und der Tiefe dieses Menschengeistes.

Man kann diesen Gedanken den dichterischen Schwung Goethes geben, es ist aber wohl kein Zweifel, daß sie auch einen wirklichen Gehalt für den strengsten Forscher in du Bois' Sinne haben müssen. Jener erträumte Besitzer der Weltformel, als denkender Mensch zugleich gedacht, müßte sich stets auch darüber klar sein, daß diese Formel in seinem Geiste auftaucht. Er wird von sich auf andere schließen und wird zuletzt die ganze Kette der Bewegungen im All umfaßt denken von solchen Empfindungsvorgängen, ohne daß jemals diese Empfindung neu aus der Bewegung zu entstehen brauchte, womit das ewig unfaßbare Wunder auftauchte. Legt man aber den Schwerpunkt hierher, so ergibt sich aus dem düsteren Ignorabimus vielmehr ein freudiger Aufblick. Mag der Naturforscher unbeirrt seinen Weg durch die Welt der Materie gehen, die scheinbar nur Bewegungen kennt. In der tiefen Einheit der Dinge wird er ganz ohne Absicht uns doch auch immer tiefer in die Welt der Wertungen und des Geistessinnes führen müssen.



Die Käfige der Wiedertäufer in Münster i. W., eine Erinnerung an die Leidenszeit während der Schreckensherrschaft der Wiedertäufer 1533—35.

Der Turm. Novelle von A. De Nora.

Dreimal war die junge Hexe befragt worden mit Aufziehen und Schnellen, zwanzig Pfund Stein an den Füßen — aber die Foltern entquälten ihren schmalen Lippen kein Geständnis einer Schuld. Wohl schrie „der Teuffel auß ihr, wann daß er zehen Mänler hätt' und insultieret denen Richtern, indem er der Malefica Zung wider sie blecket" — aber irgendein handsames Wörtlein, genügend ihre Buhlschaft mit ihm zu erweisen, ward nicht verlautbar.

Ungehalten und entrüstet beendete der „peynlich Rat" seine Sitzung. Ungehalten, denn seit Wochen harrte eine andere Hexe, die blonde Margret, des Feuers, und hätte man die beiden morgen zusammen verbrennen können, welch eine Ersparnis für den Stadtsäckel! Entrüstet, denn was sollte die Hartnäckigkeit solchen Weibsbildes bedeuten? Bekannte sich am Ende nicht doch jede schuldig? Wozu also das Verfahren aufhalten durch Renitenz und Blindheit gegen den göttlichen Willen?

Doktor Jakobus Fliegenbart, des Rats Syndikus und Hexenrichter, klappte grämlich den „Hammer" zu und befahl, die Torquierte in' Turm zurückzuführen. Die Knechte des Meisters Mathias gehorchten, mit lüsternen Krallen um den feinen Körper des Weibes.

Der alte riesige Turm, der die breite Quaderbrust gegen die aufgehende Sonne reckte, als wolle er sie in alle Poren seines grauen Gesteines saugen, lag hoch über dem Ohr der Stadt, kein Schall drang von unten empor, keiner fiel von oben in die Tiefe. Die vier Fuß dicken Wände verschlangen jeden Laut, und wenn wirklich die Fetzen einer gellenden Stimme den Weg durch Eisenroste tiefer Fensternischen fanden, so flatterten sie stumm wie Spinngeweb hinaus ins windweite Land.

Trotzdem zerrissen die Weh- und Hilferufe der neuen Dulderin nicht ohne Widerhall den blauen Luftmantel des mörderischen Turms.

Um ein Stockwerk höher als sie bangte das andere arme Menschenkind dem Tode entgegen, die blonde Margret. Sie lag mit dem Ohr auf dem Boden ihrer Zelle und hörte durch Holz und Mauer hindurch den fruchtlosen Kampf des frischen Opfers zu ihren Füßen. Dann fiel eine Eisentüre dröhnend ins Schloß, und aus dem Schachte erscholl statt der Schreie nur noch entsetzliches, unaufhörliches Weinen. Das Weinen verrauschte langsam gleich schwerem Regen nach Sturm, und Verzweiflung wimmerte noch stundenlang ein tierisches hilfloses Gewinsel. Der Morgen wurde zum Tag und der Tag zum Abend, bis die Stimme da unten endlich schwieg.

Und aus dem Abend stieg eine wunderbare, stille und milde Nacht.

Die sengende Glut, die zwischen Auf- und Niedergang der Sonne über dem lechzenden Lande gebrütet, erlosch, als ob die Hände des Tages müde geworden nachzuschüren. In den engen stickigen Gassen der Stadt mochte sie vielleicht noch glimmen gleich heißer Asche. Doch vor den Mauern und Toren wandelten die nackten Silberfüße der Mondfrau und traten den letzten Funken aus. Die weite Ebene wurde blau wie Meer, dunkle Waldinseln schwammen darin mit scharfzackigen Küstenprofilen. Der Fluß streckte seinen grünschillernden Schlangenleib wohlig aus und folgte den Sohlen der Nacht in leise

schmiegsamem Gleiten, wie jene heiligen Nattern, die den Füßen der Fakire folgen. Man hörte kaum das Rascheln seiner Schuppenhaut durch Gebüsch und Schilf. Fast zärtlich wie Katzenschnurren klang das Klappern seiner Kiefern, wenn er Mühlenräder biß.

In den Netzen der Weinberge hingen die Millionen grüner Traubenfischchen glitzernd gefangen, an den Fuß der Hügel brandete leichtbewegtes Gewoge der letzten herbstlichen Mahd.

Da sprang aus den fernen Waldbergen eine Brise auf, huschte über die halbdunkle Flut, kletterte in das Gezweig der Obstbäume und machte die zarten Gesichtchen der Pflaumen erschaudern. Sie netzte ihre Flügel im toten Wasser des Basteigrabens und schwang sich an den hartblättrigen Efeuketten empor, die weithin Mauer und Türme umschlangen. Der Hexenturm stand bis zum Dach grünversponnen. Wenn die Fledermäuse erwachten, zwischen den Ranken hervor aus ihren Ritzen brachen und ihn umflatterten, schien es, als wären die Blätter lebendig geworden und tanzten gespenstisch toll um ihr eigenes Grab. Dann begannen wohl die Unken im Graben die Musik zu dem Reigen der stummen Tänzerinnen zu quaken, seltsam rhythmisch und monoton, wie Negermusikanten, die auf fremdartig gebaute Trommeln schlagen . . .

Und die Tannen am Vorwall, über deren Spitzen Turm und Zinne noch weit hinausragten, wiegten im Takte schwere Wipfel dazu.

Die blonde Margret hatte kaum die Schritte des Kerkermeisters verhallen hören, der Brot und Wasser auf den nackten Steinboden gestellt und mit einigen rohen Späßen noch die Hungerbissen vergiftet hatte, als sie sich erhob und zum Fenster schleppte. Kriechen mußte sie fast, denn ihre Glieder waren von den Folterknechten aus- und eingerenkt, zerdrückt, zerschunden. Trotzdem war ihr das Werk gelungen, an dem sie nun seit Wochen arbeitete und zu dessen Vollendung ihre letzte Kraft sich heute stählte. Sie zog eine Feile aus dem Stroh des Lagers und begann in langsamen, aber unermüdlichen Zügen die letzten Stäbe am Gitter ihres Lichtschachtes zu durchsägen. Die Eisenspäne klirrten melodisch, fast wie winzig kleine Glocken unter den Zähnen der Feile, ihr Klingen wurde immer heller, jubelnder, plötzlich schwiegen sie, brachen mit einem Jauchzer ab — das Instrument sank auf den Steinsims. Die kleinen Fäuste der Gefangenen rüttelten so gut es ging ein-, zweimal am Gestänge. Dann hielten sie es losgelöst in der Luft, und es glitt wuchtig an der Wand hernieder auf den Boden.

Frei! Frei! Ein Weg aus dem Elend, den Martern, der Angst, dem Dunkel! Aus diesem Dunkel in jenes Licht!

Es schien, als ergösse der Mond seinen Schein erst jetzt in die Zelle, seit die acht Stäbe weg waren und der Turm seinen offenen Mund ihm entgegenbot. Die blonde Margret öffnete ebenso gierig ihre Lippen und trank berauscht diese kühle Luft und den wie Eis blinkenden Schimmer. Dann klomm sie mühsam auf dem angelehnten Gitter in die Fensternische hinein, bis sie platt über den Gesimsequadern liegen und sich mit Kopf und Oberkörper aus der Lücke beugen konnte.

Wie wohl ihr war! Nichts mehr von Schmerzen fühlte sie — nur die lieben streichelnden Hände der Nacht über dem vollen Haar ihres Scheitels und den zarten flaumhaften Kuß des leichten Windes auf ihrem Gesicht.

Sie starrte erst eine geraume Weile in die große gelbe Mondscheibe, die gerade dem Fenster gegenüber im Lasurblau des Himmels hing. Doch der Nacken tat ihr weh und bald ließ sie Haupt und Blick zur Erde sinken.

Bergtief ging es hinab. (Schluß folgt.)

Gedanken und Gedichte.

Ketten. Von Albert Geiger.

Du willst bleiben nicht im Engen,
Wo sich kleine Dinge drängen,
Strebst hinaus in alle Fernen,
Willst die Weite kennen lernen?
Glaub nicht, daß es dir geling',
Aus der Enge dich zu retten:
Ewig ist's derselbe Ring,
Ewig sind's dieselben Ketten!

Liebe. Spruch von Kory Towska.

Sei nur gewiß, du Menschenkind,
Daß wir alle des Zweifels Narren sind.
Drum laß dir an der Liebe genügen,
Drin alle Geheimnisse Gottes liegen.

Sinngedichte von Ludwig Fulda.

Der überwundenen Ueberwinder
Erlebt' ich viele bereits, ihr Herrn;
Hingegen mein ältester Zylinder
Ist heute wieder hochmodern.

Der Jugend jede Förderung,
Wenn sie gesund und sehnig;
Ist aber einer nichts als jung,
Das scheint mir doch zu wenig.

Einen falschen Stärkemesser
Legt ihr an im Kunstgefecht:
‚Anders' heißt noch lang nicht ‚besser',
‚Neu' heißt lange noch nicht ‚echt'.

Vom Menschenleben und anderen Kleinigkeiten.

Die Irrtümer früherer Jahrhunderte treiben noch in der Luft wie Flugsamen, der plötzlich irgendwo in Blüten und Früchten aufgeht.

Auch die Verstandlosen werden irgendwann einmal das Richtige treffen, wie selbst eine stehengebliebene Uhr einmal am Tage die richtige Stunde zeigt.

Oskar Blumenthal.



Deutsche Flugzeuge in den Wolken. Nach einer Aufnahme von Gefr. Otto Günther.

Unerlaubter Verkehr mit Kriegsgefangenen.

Im Spiegel der Rechtsprechung. Von Dr. Hans Lieske, Leipzig.

Wir alle entsinnen uns daran, daß während der ersten Wochen des Weltkrieges einzelne, leider meist weibliche, Personen sich den Kriegsgefangenen gegenüber nicht genug tun konnten an Freundlichkeiten und Gunstbezeigungen. Und die Entrüstung über solch ein würdeloses, anstößiges und das vaterländische Empfinden schwer verletzendes Verhalten war allgemein. Da jedoch solche Vorkommnisse nicht nur widerwärtig waren, sondern auch gefährlich werden konnten, so schritten die zuständigen Stellen rasch ein, und wohl alle Generalkommandos hatten alsbald Verordnungen erlassen, die den Verkehr mit Kriegsgefangenen verboten und die Verbotsverächter mit empfindlicher Strafe bedrohten. Derartige auf Grund des Belagerungszustandgesetzes erlassene Verbote untersagen beispielsweise den mündlichen oder schriftlichen, mittelbaren oder unmittelbaren Verkehr jeder Art. Andere Verordnungen beschränken sich darauf, schlechthin und ohne weitere Erläuterung jeden Verkehr mit Kriegsgefangenen, der nicht von deutschem Aufsichtspersonal gestattet ist oder durch die Unterbringung und Beschäftigung der Kriegsgefangenen erforderlich wird, unter Strafe zu stellen. Leider bleibt es dem Publikum, an das sich jene Satzungen des Generalkommandos wenden, überlassen, sich selber über den Begriff eines Inverkehrtretens eine rechte Vorstellung zu bilden. Welches Betragen bedeutet bereits einen Verkehr im Sinne der Verordnung? Wo liegen die Grenzen des Erlaubten und wo beginnt die Strafbarkeit unseres Verhaltens gegenüber Gefangenen? Daß wir hierüber nicht klipp und klar Aufschluß erhalten können, ist um so betrüblicher, als bei der allmählich in die Millionen angeschwollenen Zahl Gefangener fast jeder Deutsche mit kriegsgefangenen Arbeitern Fühlung zu nehmen Anlaß oder Gelegenheit hat. Rufen wir aber den Sprachgebrauch zu Hilfe, um festzustellen, was wir bislang landläufig unter einem Verkehr mit anderen verstehen durften, so werden wir nur auch hierbei zu bald in eine gefährliche Irre geführt werden. Denn wenn wir früher an einer Gruppe deutscher Arbeiter vorübergingen und etwa grüßend den Hut abnahmen, „Guten Morgen" sagten und im Vorbeigehen vielleicht noch ein „'s ist warm heute" hinzufügten, so wäre uns die Behauptung, wir wären mit den Leuten in Verkehr getreten, gewiß gänzlich widersinnig erschienen. Kriegsgefangenen gegenüber aber würde es zum mindesten zweifelhaft sein, ob das bekundete Betragen nicht bereits einen Verstoß gegen die den Verkehr mit Gefangenen verbietende Verordnung einschlösse. Auch die Art und Weise unseres Verhaltens ergibt keinen Maßstab für die Beurteilung. Vielmehr erklären uns die Richter ausdrücklich, daß unter das Verbot auch die unbefugte Anknüpfung jeglichen Gesprächs mit Gefangenen fällt, und zwar ganz ohne Rücksicht darauf, ob sich das Gespräch als ein würdeloses Verhalten darstellt oder nicht. Wir sehen uns hier also in der Tat einem für uns recht schwer deutbaren Begriff gegenüber. Und da eine Bestrafung wegen unerlaubten Verkehrs mit Gefangenen als tief beschämend empfunden werden muß, dürfte es

vorteilhaft erscheinen, aus der seither erfolgten Rechtsprechung, die für uns ja einzig maßgebliche Meinung der Richterwelt über die Grenzen erlaubten Gefangenenverkehrs festzustellen. Die daraus sich ergebenden Lehren werden manchen überraschen und im Gefühl gelegentlich wohl bereits begangener Sünde gegen die Verordnungen zu vermehrter Vorsicht und Zurückhaltung mahnen.

Eine Spaziergängerin trifft in einer Kiesgrube eine ihr bekannte Magd und zwei gefangene Franzosen bei der Arbeit an. Von der Magd darum gebeten, redet sie die Franzosen an und hält ihnen vor, wie gut sie im Gegensatz zu den Deutschen in Frankreich doch hier bei uns behandelt würden. Bei der Antwort der Gefangenen tritt der Wachmann dazwischen und macht dem Gespräch ein rasches Ende. Die Spaziergängerin aber wurde deshalb bestraft. Die erste Instanz sprach sie zwar frei; sie war der Auffassung, nur ein übermäßig entgegenkommendes freundschaftliches Gespräch, ein würdeloses Verhalten sei verboten. Das Bayrische Oberste Landesgericht aber war gegenteiliger Meinung; es erklärt den Gesprächsinhalt als gänzlich belanglos für die Frage nach der Strafbarkeit und verwirft das Verlangen einer bewiesenen Würdelosigkeit ausdrücklich; vielmehr genügt ihm zur Bestrafung allein das unbefugte, also ohne bestimmte Berechtigung erfolgende Inverkehrtreten.

Eindringlicher noch warnt folgender Fall.

Die erwachsene Tochter eines Bauern begegnet auf der Dorfstraße einem Gefangenen, der das Jahr zuvor längere Zeit bei ihren Eltern auf Arbeitskommando beschäftigt war und gegenwärtig bei einem anderen Landwirt des Ortes arbeitet. Der Gefangene ruft ihr zu, ob sie auf der Promenade gewesen sei, und erhält von ihr die Antwort: „Nicht Promenade". Darauf fragt sie ihn nach seiner Beschäftigung, worauf er erwidert, er mache Strohseile. Später trifft sie denselben Gefangenen gelegentlich wieder einmal, geht etwa hundert Meter Wegs mit ihm und fragt ihn, was er bis jetzt gearbeitet habe und wie es ihm beim neuen Patron gefalle. Auch dieses Verhalten genügt dem Gericht zur Verurteilung der Bauerntochter. Zwar wendet die Verteidigung ein, es habe sich vorliegend doch lediglich um die Erfüllung einer Höflichkeits- und Anstandspflicht gehandelt, eine derartige engherzige Auslegung aber liege sicher nicht im Sinne des Gesetzes. Indessen vermochte der Verteidiger damit nicht zu überzeugen. Vielmehr sind die beiden hierüber zu Worte gekommenen Gerichte der Ansicht, nicht weitherzige, sondern gerade die allerstrengste Auslegung sei vor allem der weiblichen Bevölkerung gegenüber geboten.

Von hervorragender Wichtigkeit insbesondere für alle die, die beruflich mit Erlaubnis der Behörden mit Kriegsgefangenen zu tun haben, ist der gerichtlicherseits schon mehrfach ausgesprochene Satz, daß auch hier der Verkehr keinen Schritt weiter gehen darf, als es das Zusammenarbeiten unbedingt nötig macht. Dagegen hat in den Augen des Reichsgerichts ein Angeklagter verstoßen, der einem Gefangenen Brot und Tabak gegeben hatte. Der Angeklagte macht gegen seine Bestrafung geltend, ihm sei der Verkehr mit Gefangenen gestattet gewesen; die Gefangenen hätten ihm auf Anordnung des Barackenlagerkommandanten bei dem Abladen von Holz geholfen, und schon auf diese Weise sei er mit ihnen in unmittelbaren Verkehr getreten. Zugegeben, erwidert das Reichsgericht, daß die Militärbehörde den Verkehr in gewissem Umfang genehmigt hat. Die Grenzen sind in solchen Fällen aber bestimmt von dem Zweck, zu dem die Verkehrsgenehmigung gegeben wurde. Denn es würde zu unhaltbaren Zuständen führen, wenn jemand, dem die Militärbehörde den Verkehr mit Kriegsgefangenen zu gewissen Zwecken gestattet daraufhin zu jeder Art von Verkehr berechtigt sein sollte, ohne sich weiter um die Anordnung der Militärbehörde zu kümmern. Die gleichen Auslegungsgrundsätze führten ein anderes Gericht zur Bestrafung eines Arbeitgebers, der in seinem Fabrikbetrieb sieben Kriegsgefangene als Arbeiter zugewiesen erhalten hatte. Und zwar wurde die Verurteilung ausgesprochen auf Grund einer von dem Angeklagten für die Gefangenen veranstalteten Weihnachtsbescherung. Der Arbeitsherr hatte die Gefangenen in einem besonderen Zimmer seiner Wohnung unter einem Christbaum mit Backwerk, Äpfeln, Taschentüchern und ähnlichen Kleinigkeiten beschenkt, sie mit Wein bewirtet und bis gegen 10 Uhr bei sich behalten. Einer der Gefangenen durfte dabei Violine spielen, und zum Schluß erhielt noch jeder von ihnen nebst dem begleitenden Wachmann eine Flasche Wein zum Abschied.

Im übrigen wäre selbst dort, wo keine besonderen Verordnungen des Generalkommandos den Verkehr mit Kriegsgefangenen ausdrücklich verbieten würden oder in Fällen, in denen die Gerichte hinter dem Verhalten der Angeklagten ein Inverkehrtreten nicht zu finden vermöchten, Annäherung an Gefangene deshalb nicht etwa unbedingt straflos. Vielmehr kann die Behandlung der Gefangenen — trotz vornehmster Beweggründe — leicht als grober Unfug erscheinen. Solch grober Unfug wurde beispielsweise erblickt in einem Verabfolgen von Liebesgaben an Gefangene. Angeklagt waren deshalb Leute, die auf dem Bahnhof Hadersleben russischen Kriegsgefangenen Lebensmittel, Zigarren und Geld gespendet hatten. Ihre Verurteilung erfolgte in sämtlichen Instanzen. Denn, meint das erkennende Oberlandesgericht, es hätte die Handlung der Angeklagten von den vaterländisch gesinnten Kreisen als politische Kundgebung aufgefaßt werden können. Die Angeklagten wenden hiergegen ein, daß in der Tat nicht die leiseste Beunruhigung entstanden sei. Das geben die Richter zu, erklären eine solche Tatsache aber auch als gar nicht notwendig für eine Bestrafung, vielmehr genüge die Möglichkeit, daß die Handlung geeignet gewesen sei, in erheblichem Maße Beunruhigung zu erwecken. Auch das Mitleid und die Nächstenliebe, auf die sich die Täter als auf die Triebfeder ihres Handelns berufen, wird ihnen zwar geglaubt, vermag sie aber vor der Bestrafung ebenso wenig zu retten. Denn auf die Motive kommt es strafrechtlich nicht an. Vielmehr wird es rechtspolitisch bedenklich genannt, wenn grobe Ordnungsverstöße straflos bleiben müßten, sobald sie aus an sich nicht unedlen politischen oder religiösen Beweggründen entspringen.

Grober Unfug kann danach unter Umständen beispielsweise auch darin erblickt werden, daß jemand einem Transport von Kriegsgefangenen aus irgendeinem Anlaß zuwinkt.

Alles, was uns nach alledem die zweifellos recht scharf urteilende Gerichtspraxis lehrt, läuft natürlich nicht hinaus auf einen Ansporn zu barschem, rücksichtslosem, aufreizendem Verhalten gegen teilweise recht bejammernswerte Menschen, die in ihrer Einzelheit meist unschuldig sind an der unserem deutschen Vaterland zugedachten und zugefügten Unbill. Vielmehr sollen wir einzig mit einer gewissen Ängstlichkeit jegliche direkte Fühlungnahme mit den Gefangenen vermeiden, sobald wir nicht erlaubterweise mit ihnen zu tun haben. Stehen wir aber mit Genehmigung der Militärbehörde in Verkehr mit ihnen, so sollen wir uns auf das rein Sachliche, von der Zusammenarbeit mit ihnen Gebotene beschränken.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

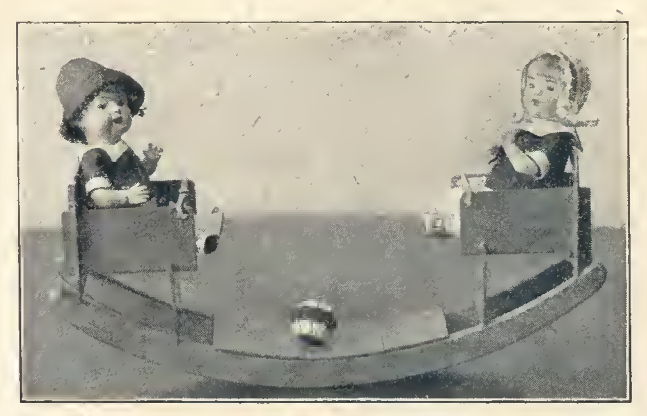


Hansi und Franzi auf dem Spielplatz.

Mit Spielgeräten und Puppenkleidern von Frau M. Renz, Freiburg i. Br.

Hansi und Franzi sind zwei furchtbar artige Kinder. Den ganzen Tag spielen und springen sie vergnügt umher, so daß das kleine Kindermädchen gar keine Not mit ihrer Beaufsichtigung hat. Ein Wunder ist das allerdings nicht, wenn man einen so idealen Spielplatz hat wie Hansi und Franzi. Können sich doch die beiden Kleinen Tag für Tag mit Rundlauf, Schaukel, Springseil, Barren und Ballspiel beschäftigen, und wenn sie sich müde gespielt haben, lockt die Bank, auf der man sich ausruhen und das Kriegsmarmeladenbrot verzehren kann. Welche Puppenmutter wäre nicht froh, wenn sie für ihre Kleinen, mit denen sie oftmals ihre liebe Not hat, auch so einen Spielplatz hätte! Und wenn man unseren großen Müttern sagt, daß alle Herrlichkeiten des Spielplatzes, die unsere Bilder zeigen, mit Hilfe unserer Muster, ein wenig Pappe, Leim, Farbe, Bindfaden und etwas Geschicklichkeit selbst hergestellt werden können, so wird gewiß gar manche Leserin eiligst in die Werkstätte der Firma Weihnachtsmann & Co. eintreten, um für ihren Liebling die reizenden Geräte auf dem Gabentisch aufbauen zu können. Hansi und Franzi können, wo sie nicht vorhanden sind, ohne allzu große Kosten angeschafft werden, sind sie doch nur etwa 18—20 cm groß. Und ihr Kleiderschrank läßt sich mit Hilfe einiger kleiner Stoffläppchen reichlich füllen. Unsere Beschreibung zeigt, wie mit dem einfachen Material Reizendes zu schaffen ist. Da ist zunächst die Doppelschaukel zu rühmen, zu der Pappe von 2 mm Stärke und zwei Kleiderbügel verwendet sind. Nun schneidet man genau nach Muster die Teile I, II, III, IV, V, VI; bei Teil I Rücklehne werden die Einschnitte gemacht, wobei zu beachten ist, daß dieselben ja nicht zu weit werden, damit die einzusteckenden Teile ohne Leim festhalten. Teil IV bekommt einen 1 cm tiefen Einschnitt und ein kleines rundes Loch (siehe Muster), das mit einem feinen Drillbohrer durchgedreht wird zum Durchleiten der Schnur. Darauf steckt man Teil III in den Einschnitt und der Schaukelsitz ist fertig. Nun nimmt man die beiden Bügel, bringt kleine Einschnitte (nach Muster) an und verbindet sie durch Aufnageln der Schwellenteile. Die Sitze leimt man in die Einschnitte der Bügel. Die Pappe wird zweimal mit Kollodium gestrichen, dann zweimal mit Emaillack, das erste Mal dünn auftragen. — Für das Sprungseil braucht man zwei Holzleistchen, etwa $1^1/_2$ cm breit und $^3/_4$ cm dick und bringt mittels Drillbohrer Löcher nach Angabe Fig. 2 an. Nun schneidet man aus Pappe ein Teil nach Fig. 1 mit den beiden angegebenen Ausschnitten zum Einstecken der Holzteile. Beim zweiten Teil Fig. 1 macht man mit dem Bohrer bei × ein kleines Loch, leimt die Bodenteile aufeinander, steckt die Holzteile ein und schraubt sie von unten durch das vorgebohrte Loch fest. — Das Seil wird aus starkem Häkelgarn oder Baumwolle geknüpft über zwei Einlagefäden. Dann wird ein Bleiknopf überhäkelt und am Ende befestigt. Die Schlinge am anderen Ende wird festoniert und dient zum Einstecken eines kleinen Holzkeils. — Das Sprungbrett wird nach Fig. 3 geschnitten, bei der Linie a zur Hälfte eingeritzt und umgebogen; bei den Punkten bohrt man ein Loch und bindet auf der Rückseite mit starkem Leinengarn den umgebogenen Teil zurück. — Das Reck wird genau gemacht wie das Sprungseil, nur hat es vier Holzteile mit je einem Loch, die mit zwei Bleistiften verbunden werden. Für den Rundlauf muß die Pappe stärker sein, etwa $^1/_2$ cm, auch hier schneidet man wieder zwei Bodenteile (Fig. 1); das obere Teil mit einem runden Ausschnitt und passend

Hansi und Franzi auf dem Spielplatz. Abb. 331. Sprungseil. Abb. 332. Rundlauf. Abb. 333. Barren. Abb. 334. Franzis Turnanzug. Abb. 335. Hansis Spielkleid. Phot. Reinhard.


„Bitte, Mutti, schaukel uns doch mal." Abb. 336. Sitzschaukel aus zwei Kleiderbügeln. Phot. Reinhard.


„Wenn ich groß bin, heirate ich dich vielleicht mal." Abb. 337. Bank. Abb. 338. Hansis Festkleid aus Schleierstoff. Abb. 339. Franzis Sonntagsanzug. Phot. Reinhard.

zu einem 40 cm langen Holz- oder Bambusstab. Oben steckt man einen dünnen festen Draht ein (der Bambusstab muß mit Kork ausgefüllt werden), der $3\frac{1}{2}$ cm herausragen muß. Nun steckt man eine kleine runde Holzperle hinein, dann die Drehscheibe (Fig. 2) mit den vier geknüpften oder gehäkelten Strickleitern mit abgeschliffenen Holzperlen als Griff und als Abschluß ein Hutnadelschützer, der mittels Siegellack festgemacht wird. Der Stab wird in den Bodenteil eingesteckt, auf den unteren Bodenteil festgeleimt und von unten mit einer starken Schraube festgehalten. Die Bank wird nach Muster in der Art des Schaukelsitzes zusammengefügt, bekommt jedoch auf beiden Seiten eine Leiste. — Nun fehlt noch die Garderobe für Hansi und Franzi. Die Wäsche ist aus Seidenbatist hergestellt und mit $\frac{1}{2}$ cm breiten Spitzchen begrenzt. Hansi besitzt ein Knabenhemd, Franzi eine Hemdhose und ein Unterröckchen. Franzis Turnanzug (Abb. 334) aus rotem Trikotstoff mit weißen Börtchen. Für den Knabenanzug schneidet man nach Fig. 1 einen Teil, Fig. 2 zwei Teile, näht die Teile auf der Achsel zusammen, besetzt den Ärmelrand mit einem schmalen weißen Stoffstreifen oder Börtchen, ebenso den viereckigen Ausschnitt. Nun näht man das Leibchen auf der Seite zusammen, besetzt es auch unten mit einem 17 cm weiten weißen Streifen. Auf dem Rücken mit Häkchen und Schlingen schließen. Für die Höschen schneidet man zwei Teile (Fig. 3 und 4), näht sie nach den gleichen Zeichen zusammen, säumt sie unten ein, besetzt sie oben auf der linken Seite und bringt schmale Bändchen als Träger an. Hansis Spielkleid (Abb. 335) das Leibchen ebenfalls aus Trikotstoff, wird genau wie Vorhergehendes angefertigt, doch bekommt es am Halsausschnitt einen Kragen mit Latz und schwarzem Samtschleifchen. Das Röckchen besteht aus einem 7 cm langen, 36 cm weiten geraden Stoffteil, der vorn in der Mitte in eine 2 cm breite doppelte Stoffalte gelegt ist und von da nach hinten gereiht und in ein 18 cm weites Bändchen gefaßt wird. Für das Röckchen und Kragen ist rotgepunkteter Batist verwendet. Knabenanzug mit Russenkittel (s. Abb. 345) aus weichem Waschstoff mit bunten Borten. Höschen nach Muster je zwei Teile schneiden, die Seitennaht mit aufgesteppter Naht und Berücksichtigung des Schlitzes anfertigen, sodann wie die Trikothöschen fertig nähen. Das Überröckchen wird auf der Achsel zusammengenäht mit den Börtchen, die beim Modell mit bunter Seide (vier Farben) im Hexenstich eingestickt sind. Ist das Röckchen zusammengenäht, so bringt man die Spangen an den Gürtel. Hierzu eine Tellermütze mit schwarzem Seidenband, das in zwei Enden auf dem Rücken herunterhängt. Schleierstoffkleidchen (Abb. 347). Ärmel und Passenteil besteht aus einem Teil, wird aber auch aus Futter geschnitten; man näht den Halsausschnitt, rechte Seite des Stoffes, innen mit dem Futter zusammen und dreht es um. Darauf bringt man die Blusenteile an dem Passenteil an und stickt die Börtchen ein. Dann näht man das Kleidchen auf beiden Seiten zusammen und setzt unten ein 40 cm weites, 4 cm breites Faltenröckchen gegen. Der Ansatz des Röckchens wird durch ein $2\frac{1}{2}$ cm breites, weiches Seidenband gedeckt, das hinten in eine Schleife gebunden wird. Vorn in der Mitte hält man das Band mit Stickereiteil fest. Schluß auf dem Rücken. Hierzu ein Tüllhäubchen mit gesticktem Streifen und Spitzenkräuschen. Knabenanzug aus stahlblauer Eolienne mit kirschrotem Gürtel (Abb. 342). Die Höschen werden wie Höschen b angefertigt, nur unterfüttert. Der Kittel hat Tollfalten mit durchzogenem Gürtel, oben Batistkragen mit Ärmelaufschlägen und seidene Krawatte. Blaues Seidenkleid mit kirschrotem Faltengürtel. Das Leibchen schneidet man aus Futterstoff nach Fig. 1, setzt ein 6 cm langes und 28 cm weites gereihtes Röckchen an und begrenzt es mit einer $1\frac{3}{4}$ cm breiten, 45 cm weiten Falbel. Auf dem Ansatz des Röckchens bringt man den Faltengürtel an, die Säume sind zuzugeben. Fig. 2 wird aus Seide geschnitten, der untere Rand besetzt, auf das Futterleibchen aufgereiht, am Halsausschnitt besetzt und nach Abb. mit einem Zierstich aus kirschroter Seide geschmückt. Franzis Sonntagsanzug (Abb. 339) besteht aus blauen Samthöschen mit weißer Bluse. Die Höschen fertigt man aus blauem Samt wie Höschen b, jedoch mit Knopflöchern (siehe Muster). Für die Bluse schneidet man aus Schleierstoff Fig. 1, steppt die Faltengruppen, näht die Achseln zusammen, bringt den Kragen an, besetzt die Bluse unten auf der inneren Seite und setzt die Knöpfe auf. Den Kragen zieren Knötchen aus blauer Seide, vorn eine blaue Seidenschleife. Schluß auf dem Rücken. Hansis Festkleid (Abb. 338) aus hellgrünem seidenem Schleierstoff. Hierzu schneidet man ein Futterleibchen. Aus dem Oberstoff schneidet man nun


Aus Hansis und Franzis Kleiderschrank. Abb. 340. Brauner Südwester. Abb. 341. Weißrosa Waschkleidchen. Abb. 342. Anzug aus blauer Eolienne. Abb. 343. Russenkittel aus rotem Leinen mit Südwester. Abb. 344. Spitzenhäubchen. Abb. 345. Anzug mit Russenkittel. Abb. 346. Blaues Seidenkleidchen. Abb. 347. Schleierstoffkleidchen. Abb. 348. Weißer Stoffhut. Phot. Reinhard.

zwei gerade Teile von 15 cm Länge und 45 cm Weite. Da ein Saum schlecht aussehen würde, legt man den Stoff ganz schmal nach der linken Seite um und benäht mit Vorstichen, je eine Perle fassend (Abb. abwechselnd drei grüne und eine Goldperle) den unteren Rand. Nun ordnet man in gegeneinanderliegende Falten, von der vorderen Mitte beginnend, den Stoff derart auf das Futterleibchen, daß stets $6\frac{1}{2}$ cm für das Röckchen nach unten überstehen, nach oben ordnet man die Falten auf das Futter und schneidet den überstehenden Stoff fort. Das Rückenteil wird ebenso gemacht, nur näht man die Perlen nur am unteren Rande und schneidet in der Mitte den Schlitz ein. Halsausschnitt mit Perlen begrenzen. Die Ärmel bestehen aus einem 14 cm weiten und 3 cm breiten Streifen, dessen Saum mit Perlen zu säumen ist. **Weißrosa Waschkleidchen** (Abb. 341). Das Röckchen besteht aus einem $6\frac{1}{2}$ cm langen und 28 cm weiten Teil, der am unteren Rande $1\frac{1}{2}$ cm breit mit glattem rosa Stoff zu besetzen ist; oben reihen und an das Leibchen setzen. Die Ärmel werden am unteren Rande der Passe gereiht und an ein 7 cm weites Bündchen gesetzt. Als Gürtel dient Tüll-Einsätzchen mit Banddurchzug. Am Hals mit Spitze besetzen. **Südwester für Knaben** aus gelbem Leinenstoff. Nach Fig. 1 schneidet man vier Teile, setzt sie zusammen und arbeitet den Rand mit doppelter Stofflage; eine weiße Kordel ziert das Hütchen. **Mädchenhut** aus weißem Seidenstoff. Form aus Futtermoll (Steifgaze). Der Kopfteil wird in Tollfalten geordnet und dem Rande aufgesetzt. Rand glatt überziehen, innen eine schmale Spitzenfalbel anbringen. Der Kopf wird mit Seide überpufft und mit Seidenband und Vergißmeinnicht verziert (siehe Abb). **Russenkittel** aus rotem Leinen (Abb. 343) wird unter dem Arm zusammengenäht, nachdem die Passengarnitur ausgeführt ist. Schnittmuster zu allen Abbildungen sind nur durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22 zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages nebst 10 Pfennig Porto. Preis jedes Schnittes 25 Pfennig, alle Schnitte zusammen 3,50 Mark. Von den Kleidern auf Wunsch Schnitte für eine 50 cm große Puppe für je 50 Pfennig.



Allerhand kleine Weihnachtsgaben. Abbildungen 349—354. Gestickte Lautenbänder. Abb. 355 und 356. Buchhüllen. Abb. 357—59. Buchzeichen mit leichter Stickerei. Abb. 360 bis 362. Buchhüllen mit Applikation und Stickerei. Entwürfe und Ausführung Fräulein Irma Martin, Leipzig. Phot. Reinhard.

Erprobte Ratschläge für das Selbstfärben von Stoffen.

Jetzt zur Zeit der Stoffnot durchstöbert man emsig Truhen und Spinde nach noch brauchbaren Stoffen, ja selbst aus der Lumpenkiste befördert man noch manches Brauchbare zutage und weiß es noch gut zu verwenden. Leider befriedigen die meisten also ausgegrabenen Schätze nicht mehr in betreff der Farbe, weil diese verschossen oder durch langes Liegen häßlich geworden ist. „Ja, wenn man die Stoffe selbst färben könnte!“ seufzt dann so manche Hausfrau bekümmert auf. Aber warum denn so zaghaft? Wir deutschen Frauen haben doch während der harten Kriegszeit unendlich Schwereres lernen müssen als ein bißchen Stoff auffärben. Also mutig daran! Nachstehend einige erprobte Winke von einer, die auch erst mit größtem Mißtrauen an die Sache heranging und doch beste Erfolge erzielte. In den meisten Drogenhandlungen erhält man gebrauchsfertige Farbstoffe für baumwollene und wollene Gewebe mit genauer Gebrauchsanweisung. Unter diesen haben sich am besten die sogenannten „Braunschen Blusenfarben“ bewährt, die noch in den verschiedensten Farbentönen käuflich sind und im Gebrauch fast niemals enttäuschen. Man kann sich genau an die den Farbpäckchen aufgedruckte Gebrauchsanweisung halten und hat nur folgendes zu beachten: Vor allem müssen alle zu färbenden Stoffe vorher sauber gewaschen und von allen Flecken befreit werden. Stoffe, die des Waschens nicht bedürfen, müssen von Staub befreit, also gut ausgeschüttelt und ausgebürstet werden. Aus den Nähten zertrennter Stoffe müssen die kleinen Stickfäden sorgsam entfernt werden, ehe man sie wäscht bzw. färbt. Sodann darf man nicht eine beliebige Farbe, die einem gerade gefällt, wählen, sondern muß das Gewebe des Stoffes und seine alte Farbe erst genau darauf ansehen, ob die neue Farbe dazu passen, d. h. die alte decken und z. B. nicht etwa entfärben würde. So darf man z. B. stark gelbliche Stoffe nicht mittelblau färben wollen, denn das alte Gelb würde mit dem neuen Blau eine nicht erwünschte grünblaue Farbe erzeugen. Bei baumwollenen Stoffen, besonders solchen, die hell eingefärbt werden sollen, oder bei verschiedenfarbigen Stoffen, die gleichfarbig gefärbt werden sollen, empfiehlt sich ein vorheriges Abziehen der alten Farbe, was man durch Auskochen in mehr oder minder scharfem Sodawasser erzielt. In den meisten Fällen wird man gut tun, die neue Farbe bedeutend satter und dunkler zu wählen als die alte, man wird dann selten Mißerfolge zu verzeichnen haben. Sehr gut gelingende Farben sind: Marineblau, Kaffeebraun, Dunkelgrün (sogenanntes Russisch-Grün), Violett und Dunkelrot. Stark verschossene Stoffe färbe man stets recht dunkel ein, auch empfiehlt es sich, diese Stoffe nach dem Trocknen gleich noch einmal mit derselben Farbbrühe zu färben. Baumwollene Stoffe brauchen nur in die restlos mit kochendem Wasser gelöste Farbbrühe getaucht zu werden, wollene bedürfen eines Aufkochens mit der Farbe. Die Gefäße und zwei Kochlöffel, deren man sich zum Färben bedient, müssen unbedingt fettfrei und sehr sauber sein. Man kocht sie am sichersten vorher mit Sodawasser aus. Da die Blusen- und Kleiderfarben meist sehr echt färben, also auch die Hände, so benutze man zum Stauchen und Ausdrücken der Stoffe zwei hölzerne Kochlöffel und lasse sie, auf den einen Kochlöffelstiel gelegt, erst gehörig abtropfen, bzw. stelle ein Gefäß unter die aufgehängten, noch tropfnassen gefärbten Stoffe, damit der Fußboden nicht auch mitgefärbt wird. Um ein Abfärben der Stoffe beim Tragen zu vermeiden, ist ein Spülen der eben gefärbten Stoffe in Essigwasser (ein Eßlöffel Essig auf ein Liter Wasser) sehr zu empfehlen. Dieses einfache Mittel läßt auch die Farbe recht leuchtend hervortreten. Die gefärbten Stoffe müssen erst völlig abtrocknen, ehe man sie bügelt. Die meisten Stoffe werden besonders schön glänzend wenn man sie, ganz fein eingesprengt, mangelt und dann erst bügelt. Dabei ist aber Vorsicht anzuwenden, damit die Rolltücher nicht Farbe bekommen. Man nehme deshalb hierfür und auch zum Bügeln alte Tücher als Unter- bzw. Auflage. Will man von einem Mangeln absehen, so bügele man die gefärbten Stoffe zwischen zwei feuchten, alten, aber nicht fusselnden Tüchern trocken und überfahre sie dann mit nicht zu heißem Bügeleisen noch einmal auf der Rückseite. Immer



Abb. 363. Kissen mit gestickter Inschrift. Entwurf und Ausführung Fräulein Suse Heyer, Leipzig.

ist es ratsam, erst ein Stoffpröbchen zu färben, damit man sich selbst durch den Augenschein von der Wirkung der Farbe auf den jeweiligen Stoff überzeugen kann. Man löse auch niemals das ganze Farbpulver auf, sondern behalte ein Restchen für etwaiges Verstärken der Farbe zurück. Verdünnen kann man die Farbe durch Wasserzusatz jederzeit, aber ist sie einmal zu hell geraten und man hat keine Farbe zurückbehalten, ist das oft recht unangenehm. — Das Färben unzertrennter Kleidungsstücke kann man ebenfalls selbst besorgen, nur ist dabei zu beachten, daß zum Beispiel seidene Besätze in der Farbe anders ausfallen (meist heller) als Wollstoffe und daß baumwollene Futterstoffe, der Schweif oder die Stoßborte gewöhnlich stark einlaufen, weshalb es besser ist, sie vorher loszutrennen und besonders zu färben. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß wir im Saft der schwarzen Fliederbeeren und im aufgelösten übermangansauren Kali zwei gute, haltbare Farbstoffe besitzen. Fliedersaft färbt rotbraun, übermangansaures Kali gelbbraun. Ein Abfud von Efeublättern färbt schwarze Stoffe wunderschön auf. In allen drei Fällen müssen die Stoffe gekocht werden. Auch empfiehlt sich hier das Färben von kleinen Proben ganz besonders, da jeder Stoff eine andere Aufnahmefähigkeit besitzt. Wer diese Ratschläge befolgt, wird mit der Selbstfärberei gewiß zufrieden sein und sich unnötige Ausgaben ersparen können.

Théophila.

Weihnachtshandarbeiten.

Es ist nicht ganz leicht, in diesem Jahr die Weihnachtsgaben für unsere Lieben zusammenzustellen. Es können nicht immer kostspielige Geschenke sein und doch ist alles jetzt so teuer. Da wird man gerne mit einer Handarbeit den Wert bescheidener Gaben zu erhöhen suchen. Unsere Abbildung auf der umstehenden Seite gibt eine reiche Auswahl von Vorlagen zu Herstellung kleiner Geschenke, wie Buchhüllen, Buchzeichen, Lautenbänder. Ja, auch für die jetzt so beliebten gestickten Hut- oder Gürtelbänder wären z. B. Abb. 349, 350, 352 und 354 verwendbar, ebenso die Stickerei der Buchzeichen. Ein Stück Band oder ein Restchen Satin oder Seide, Samt oder Wolle findet sich wohl überall, so daß diese kleine Gaben ohne große Kosten hergestellt werden können. Sie können in den verschiedensten Farben ausgeführt werden, es kommt darauf an, was für Material einem zur Verfügung steht. Abbildung 350 wirkte in Grüngold auf Hellblau reizend; Abb. 351 war gelb mit roter Schrift und einem aufgelegten weißen Tuchhäschen; Abb. 349 zeigte rötliche Töne auf lila Grund; Abb. 352 war mit blau und roter Stickerei ausgeschmückt. Reizend ist das Band Abb. 353 mit der Inschrift: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste." Von den Buchhüllen wies Abb. 355 grüne Stopfstickerei auf rotfarbenem Grund auf, Abb. 356 zeigte einen Blütenbaum auf hellblauen Satin. Die übrigen Stücke waren in Auflegearbeit ausgeführt; Lila auf Rotbraun, Goldfarbig auf Graublau, Zartblau auf Grün. Schöne Geschenke stellen unsere drei letzten Abbildungen dar. Das Kissen Abb. 363 ist eine launige Gabe. Es unterscheidet sich vorteilhaft von dem einst so beliebten Kissen mit Aufschriften, da hier die Schrift künstlerisch behandelt ist und als Ornament wirkt. Die Stickerei, die in Stilstich ausgeführt wird, braucht wenig Material. Auch das Kissen Abb. 364, das im Original bunte Wollstickerei auf schwarzem Grund aufwies, kann mit wenig Material hergestellt werden, wenn man die Formen mit geteilter Kunstseide ausstopft und umrandet. Eine wundervolle Arbeit stellt Abb. 366 dar. Auf champagnerfarbener Moireeseide ist die reiche Stickerei mit Kunstseide in reichen Farben ausgeführt: Grün, Gelb Goldfarben, Lila, Kirschrot, Blau, Erdbeerfarben, kurz fast jede Schattierung ist in feiner Abstimmung vertreten. Stechmuster zu unseren Handarbeiten sind nur zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22 und zwar gegen Voreinsendung des Betrags von 1 Mark für Abb. 349, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 360, 361, 362, von 0,80 Mark für Abb. 350, 357, 358, 359, von je 1,80 Mark für Abb. 363 und 364 und von 3 Mark für Abb. 365. Allen Sendungen sind 10 Pfennig für Porto beizulegen.

Abb. 364. Kissen mit bunter Stickerei. Entwurf und Ausführung Frau Anna Schmücker, Berlin-Steglitz.



Abb. 365. Flügeldecke mit Stickerei aus Kunstseide. Ausführung Frau H. Meilick, Leipzig, Naschmarkt. Phot. Reinhard.

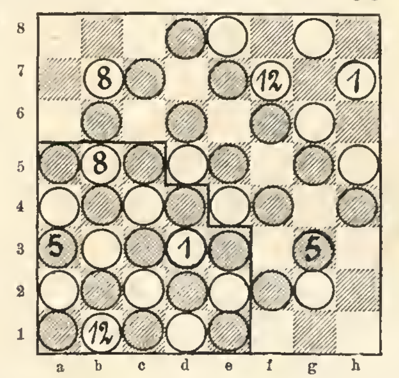
Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen": Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Rätsel und Spiele

Halma-Aufgabe.

(Vgl. Universal-Bibliothek Nr. 5769, S. 27.)

Man stelle die 22 Steine eines Halmaspieles außerhalb des Hofes so auf, daß sie die angegebene



gleichmäßige Stellung haben, und bringe sie dann nach den Regeln des Halmaspieles in 22 Zügen in ihre Endstellung innerhalb des Hofes. Die vier eingetragenen Zahlen geben die entsprechenden Züge an, die übrigen 18 Züge sind zu suchen. C.

Tauschrätsel.

Tauber, Mosel, Wagen, Monat, Baden, Ansbach, Kirche, Buche, Parma, Hoffnung, Lenau, Lemberg, Altar, Roland, Jena, Ulrich, Pappel, Koburg, Rubin, Räuber, Orgel, Laute, Simon, Tizian, Serbien, Rubel, Eisen, Vormund, Nordlicht, Käfer, Säugetier, Pulver, Lima, Palme, Jäger, Frühling, Husar, Ludwig, Darwin, Rudel, Albert, Arnstein, Rose, Lydien, Posen.

Von jedem der angeführten Wörter ist die erste Silbe zu streichen und durch eine andere derart zu ergänzen, daß neue Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben dann, der Reihe nach gelesen, den Textanfang eines deutschen Volksliedes ergeben.

Zur Verwendung kommen folgende Silben: al, bi, cä, chi, dä, do, ed, ei, ei, em, en, en, er, erb, en, sa, ha, ham, hed, hein, bol, in, in, in, irr, is, lai, ler, na, na, nau, no, nor, nich, nu, nürn, or, ra, ro, se, sil, sper, tem, ti, ul. H. v. d. M.

Streichrätsel.

Wir sind so gut wie bares Geld,
Man schickt uns in die weite Welt,
Wir haben Kopf, doch kein Gesicht,
Man sticht uns, doch es schmerzt uns nicht,
Und wer uns richtig will verstehen,
Muß erst nach unserm Schlüssel sehen.
Fehlt dir das Geld, das nöt'ge kleine,
Bist du in uns, doch ohne Beine;
Vor manchen Worten man uns hat,
Vor Mappe, Bank, Pult, Buch und Blatt.

R. D.

Rösselsprung.

voll	den	leuch=	Son=	Him=	stürmt	ob
das	Hab	Licht		schneit	ne	mel
dir	tet	dun=		ob's	der	oder
kel=	mag	Tag		im	voll	zen
Her=	kom=	ne		Hab	die	voll
was	sten	zen		de	Her=	Wol=
dann	im	me	Son=	ken	Streit	Er=

Silbenrätsel.

Die eins und zwei besitzen reichlich
Die dritt- und vierte, die gar weichlich
Die Lagerstätte uns gestalten,
Wenn wir genug davon erhalten.

Das Ganze in verfloßnen Zeiten
Vermittelte in alle Weiten
Das, was man wünschte, wollte, dachte,
Das Ganze auch uns Antwort brachte.

Renate Greverus.

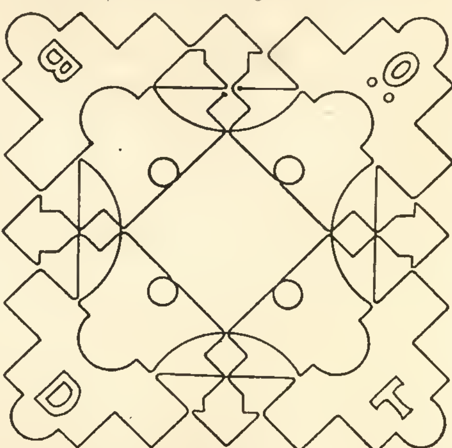
Buchstabenrätsel.

Ich wurde neulich sehr gefesselt
Von einem wunderhübschen Glas,
Als ich bei meinem Freunde weilte.
Wir sprachen dies, wir sprachen das.
„Das Stück, das ich da vor mir seh',
Es ist gewiß ein Wort mit b?"
„Ganz recht," so sagte drauf mein Freund,
„Aus fremdem d ist's mitgebracht,
Es hat vor nun schon langer Zeit
Ein alter Schiffer mir vermacht."

A. A.-W.

Auflösungen der Rätsel in Heft 4.

Eulersche Wanderung:



Kapsel-Rätsel: Bademantel, Demant, Elba.

Gleichklang: Schnupfen.

Logogriph: Buch, Buche.

Gerettet: Wunde, Wunder.

Rätseldistichon: Sirene.

Streichrätsel: Muß, Mus.

Zusatz-Rätsel: Eier, Geier.

*

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

M. A. So sehr sich auch die Wissenschaft abgemüht hat, den vermeintlichen Einfluß des Mondes auf das Wetter zu finden, ist das bisher nicht gelungen. Im Volke ist die Meinung von solchem Einfluß allerdings weit verbreitet. Man bringt die Phasen des Mondes damit in Zusammenhang. Die Phasen aber bedeuten physikalisch nichts anderes als veränderte Lichtzusendung auf die Erde. „Mondwechsel bringt Wetterwechsel" heißt es. Aber wenn man wirklich genau Buch führt, wird man enttäuscht sein. Denn man erlaubt zwischen beiden Erscheinungen einen Spielraum von vier bis fünf Tagen. Dieser Spielraum ist aber so groß, daß er bereits in den nächsten Mondwechsel hineinragt, so daß selbstverständlich jeder Wetterwechsel in einen Mondwechsel fällt. Ein (nach Rudolf Falb) nur „kritischer Einfluß" des Mondes auf den irdischen Wetterwechsel ist ebenfalls nicht nachgewiesen. Ein Einfluß der Mondanziehung auf die Erdatmosphäre entsprechend den Gezeiten ist so gering, daß er in den Wettererscheinungen nicht zum Ausdruck kommen kann und von allen Wetterfaktoren so völlig überdeckt wird, daß er nicht einmal statistisch nachweisbar ist. Neuerdings glauben einige, die elektrischen und magnetischen Kräfte der Himmelskörper für eine Wetterbeeinflussung des Mondes auf die Erde annehmen zu können. Ein Nachweis solchen Zusammenhanges ist aber weder erbracht noch wahrscheinlich, so daß bislang die Beeinflussung des Wetters durch den Mond ganz unwahrscheinlich ist. Der eigentliche Wettermacher für die Erde ist eben die Sonne. F. L.

F. G. Heim-Gesuch zwecklos. Der Erlaß, der eine Befreiung vom Kriegsdienst in Aussicht stellt, gilt nur für letzte Söhne, also Familie, die alle andern auf dem Schlachtfeld geopfert haben.

M. L. in N. Sie haben recht. Dr. Karl Peters ist am 27. September 1856 in Neuhaus an der Elbe geboren, wie eine dort an seinem Geburtshaus, dem Pfarrhause, angebrachte Gedenktafel beweist, nicht in Kleefeld, wie auf Seite 288 der Weltrundschau irrtümlicherweise angegeben.

W. Offiziere, die Staatsbeamte sind, erhalten von der Zivilbehörde den einmaligen Teuerungszuschuß. Der Antrag muß an die Zivilbehörde gerichtet werden, der Sie zu Kriegsbeginn zustanden.

D. N. in J. Im jetzigen Kriege wurde der Orden Pour le mérite 500mal verliehen. Der jüngst mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Fliegerleutnant zur See Sachsenberg war der 500. Ritter des Ordens. Mit dem Eichenlaub sind 93 Ritter ausgezeichnet worden, und zwar 91, die den Orden in diesem Kriege erwarben, und 2, die ihn schon vorher besaßen.

Frl. Marga Zander. Wir erteilen Ihnen den dringenden Rat, Ihre türkischen Pläne fallen zu lassen. Es ist gar nicht abzusehen, wie sich die Verhältnisse entwickeln. Gegenwärtig ist das Leben doppelt so teuer wie in Deutschland, die Lebensmittelnot sehr groß.

Gesundheitsrat.

N. S. in P. Gesichtsneuralgie wird auf verschiedene Weise behandelt. Man wendet warme Umschläge, Elektrizität, Nervenmassage und Beruhigungsmittel an. Was in Ihrem Falle hilft, kann nur durch Versuche festgestellt werden.

Überängstliche. Daß man durch übermäßigen Genuß von Medikamenten seiner Gesundheit schaden kann, ist nicht zu bestreiten. Dasselbe kann man aber auch von Nahrungs- und Genußmitteln aller Art behaupten. Vom Aspirin, das sicherlich zu den am meisten gebrauchten Hausmitteln gehört, steht fest, daß es, im Bedarfsfall und in der üblichen Menge angewendet, im allgemeinen keine schädlichen Wirkungen zu haben pflegt, daß es aber in vielen Fällen bei rechtzeitiger Benutzung Erkrankungen zu verhüten imstande ist. Sie brauchen also kein Bedenken zu haben, im Notfalle nach diesem Mittel zu greifen, das sich gerade in letzter Zeit wieder vielfach bewährt und manchen leichten Fall von spanischer Grippe im Anfangsstadium unterdrückt hat.





Für die Hausfrau

Dreifache Ausnützung von Hagebuttenkernen. Daß wir in den meist achtlos weggeworfenen Hagebuttenkernen wertvolle Beihilfen für die Küche haben, wissen die wenigsten Hausfrauen. Am bekanntesten dürfte noch ihre Verwendung für Tee sein, der aber auch selten genug in richtiger Weise zubereitet wird, weshalb man ihn nicht genügend schätzen lernt. Die Hagebuttenkerne enthalten nämlich Vanillin, das aber nur durch längeres Kochen der Kerne erschlossen wird und dann erst dem daraus bereiteten Tee sein liebliches, würziges Aroma gibt. Auf eine Tasse Tee rechnet man einen gestrichenen Teelöffel voll Hagebuttenkerne, stellt sie mit kaltem Wasser aufs Feuer und läßt sie langsam 25—30 Minuten lang kochen, worauf man den durchgeseihten Tee mit etwas Zucker oder Süßstoff und, wenn man's hat, mit Milch recht heiß aufträgt. — Um die jetzt sehr rare und teure Vanille zu ersetzen, kocht man mit den Speisen, denen man einen Vanillengeschmack geben will, einen Eßlöffel voll Hagebuttenkerne, die man in ein Mullläppchen bindet, aus, so z. B. zu Kompotten, Milchspeisen, Obstsuppen. Man kann auch geröstete Hagebuttenkerne, zu Pulver zerstoßen und mit klarem Zucker vermengt, als Ersatz von Vanillenzucker zu Speisen und Backwerk verwerten. Endlich ergeben in einer flachen eisernen Pfanne braun geröstete Hagebuttenkerne einen sehr wohlschmeckenden Kaffeezusatz. Man mahlt die Kerne in der Kaffeemühle und setzt jedem Löffel Kaffeezusatz $^1/_2$ Löffel Kernmehl zu. Verwendet man bereits ausgekochte Hagebuttenkerne zum Rösten, so muß man sie für Kaffeezusatz mit $^2/_3$ ungekochten Hagebuttenkernen vermischen. M. Kn.

Beachtenswerte Mitteilungen

Der Toilettentisch jeder Dame ist bezeichnend dafür, wie sie auf die Pflege ihres Äußeren bedacht ist. Die auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911 prämiierten Erzeugnisse der Frau Elise Bock G. m. b. H. Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 158 (am Zoo) sind hervorragend auf dem Gebiet der Haut- und Gesichtspflege und befinden sich im täglichen Gebrauch Allerhöchster Herrschaften. Wir empfehlen sie jeder Dame, die Wert darauf legt, sich ihre Schönheit und Jugendfrische zu erhalten.

Versicherung mit beweglicher Prämie. Die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter) hat eine wichtige Neuerung eingeführt: eine Versicherung mit beweglicher Prämie. Während die gewöhnliche Lebensversicherung es dem Versicherungsnehmer überläßt, die Höhe der Versicherungssumme und eine bestimmte Versicherungsart auszuwählen und darnach die während der ganzen Versicherungsdauer gleichbleibende Tarifprämie bemißt, dreht die Versicherung mit beweglicher Prämie diesen Vorgang um: sie überläßt es dem Versicherungsnehmer, festzusetzen, welche Prämie alljährlich für die gewählte Versicherungsart verwendet werden soll, und bestimmt hiernach die Versicherungssumme, die sich nun mit wechselnder Jahresprämie gleichfalls ändert, bezw. erhöht, ohne daß eine neue ärztliche Untersuchung nötig ist. Diese Versicherungsart eignet sich besonders für die freien Berufe (Ärzte, Rechtsanwälte, selbständige Geschäftsleute, die über steigende Einnahmen verfügen), sowie zu sogenannten Kollektivversicherungen, d. h. zu Versicherungen sämtlicher Beamten und Arbeiter einer Firma als Ersatz von Pensionseinrichtungen oder als Erweiterung der staatlichen Angestelltenversicherung.

„Aus Deutschlands Waffenschmiede" von Dr. J. Reichert hat in den weitesten Kreisen aller Volksschichten ungeheures Aufsehen erregt. Die Darlegungen des Verfassers zeichnen mit aller Schärfe in gemeinfaßlicher Weise ein Bild unserer Eisen- und Waffenindustrie. Die Schrift ist jedem Deutschen, namentlich auch dem Lehrer und Volkserzieher, außerordentlich zu empfehlen. Wir verweisen auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

Haus- und Zimmergarten

Edeldahlien, die zur Überwinterung in den Keller kommen, hebt man vorsichtig aus dem Boden, so daß die Knollen nicht verletzt werden, und achte darauf, daß etwas Erde daran bleibt. Diese schützt vor dem Vertrocknen der Knollen. Im warmen, trockenen Keller wird ein Brett in etwa 1 m Höhe angebracht, auf das die Knollen gelegt werden; hier sind diese nicht so leicht dem Verfaulen ausgesetzt und kommen gut durch den Winter. Die Überwinterung in kaltem Mistbeete ist für Dahlien nicht anwendbar, weil sie hier durch den Frost zerstört würden; auch ist es nicht ratsam, die Knollen im Gewächshause unter die Stellage zu legen, weil durch herabtropfendes Wasser leicht Fäulnis hervorgerufen wird, wie auch hier zu befürchten ist, daß die Pflanzen viel zu früh austreiben.

Bei Topf- und Kübelpflanzen kommt es vor, daß im Topf vorhandene Regenwürmer in Ermangelung anderer Nahrung auch frische, gesunde Wurzeln benagen. Ferner sind die zahlreichen Gänge im Erdballen verderblich, da das Gießwasser zu schnell abgeführt wird und die Erde zu schnell austrocknet. Sehr oft kränkeln daher Topfpflanzen, in deren Wurzelballen sich Regenwürmer vorfinden; namentlich Palmen und Blattpflanzen leiden darunter. Man beugt dem am besten vor, wenn man beim Einfüttern der Töpfe und Kübel in der Erde unter den Abzugslöchern einen freien Raum läßt, so daß die Würmer nicht in die Löcher gelangen können. Haben sich Regenwürmer bereits im Erdballen eingenistet, so bewährt sich mehrmaliges Gießen mit einer starken Abkochung von Nußbaumblättern vorzüglich. Den Pflanzen schadet diese Brühe nicht, vorausgesetzt, daß sie nicht heiß gegeben wird.

Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Moderne deutsche Erzähler

in Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Otto Jul. Bierbaum, Reise Früchle. Novellen, Skizzen und Gedichte. Mit Bildnis des Dichters und Einleitung von Fritz Droop. Nr. 5171/72.

„Ein Goldschächtelchen ist das Buch, darin liegen Sonnenstrahlen des Humors, und Feuerfunken des Geistes und Dampf und Rauch der lieben Erde sprühen heraus." (Hermann Kienzl im „Tag".)

V. Blüthgen, Aus gärender Zeit. Roman. Nr. 4232/35. Grundpreis geb. Mk. 1.50.

Die Wirren des Jahres 1848 bilden den Mittelpunkt der Handlung in diesem Roman.

Fritz v. Briesen, Gemütsmenschen. Fröhliche und beschauliche Geschichten. Nr. 5420.

„Briesen ist der Humorist von Geblüt, der mit heiterem Herrscherblick das Menschentum überschaut. Seine Dichtung hat ausgeprägt deutsche Züge." (Tägliche Rundschau.)

C. Busse, Der dankbare Heilige und andere Novellen. Nr. 5500.

Busse ist als Lyriker und literarischer Kritiker weit bekannt. Auch als Novellist beweist er ein liebenswürdiges Talent.

Otto Ernst, Vom Strande des Lebens. Novelle. Nr. 5000.

Die starken Bühnenerfolge vor allem haben Otto Ernst zu einer der bekanntesten Erscheinungen der modernen deutschen Literatur gemacht. Daneben aber hat er sich bald auch als Erzähler viele Freunde erworben, denen der vorliegende Band mit vier kleineren Werken sehr willkommen sein wird.

Max Eyth, Berufstragik. Novelle. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer Einleitung von Carl W. Neumann. Nr. 5601/2. Grundpreis geb. 90 Pf., Geschenkband Mk. 1.80.

Die dem Bande „Hinter Pflug und Schraubstock" entnommene Erzählung schildert das erschütternde Schicksal eines Brückenerbauers, der jahrelang seine ganze Kraft einem technischen Riesenwerk widmet, und der dann zuletzt diesem eigenen Werke zum Opfer fällt.

H. Fraungruber, Ausseer G'schichten. Erzählungen und Schwänke. Nr. 4850, 5386.

„Ein geist- und gemütvoller Erzähler, der in ergreifend schlichter Sprache packende Erzählungen aus dem österreichischen Edelgau zu formen weiß." (Münchner Neueste Nachrichten.)

Rudolf Herzog, Komödien des Lebens. Nr. 5049. 5050. Grundpreis in 1 Geschenkband Mk. 1.80.

Rudolf Herzog gehört zu den beliebtesten und meistgelesenen Schriftstellern unserer Tage. Seinen zahlreichen Verehrern wird dieser billige Novellenband sehr willkommen sein.

H. Hopfen, Mein Onkel Don Juan. Roman. Nr. 4541–44. Grundpreis geb. Mk. 1.50, Geschenkband Mk. 2.50.

„Ein kulturhistorischer Roman, wie er sein soll, eine Zierde der deutschen Literatur, ein Werk voll Kunst und Kenntnis." (Prof. M. Hörnes in der Wiener Montagsrevue.)

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Hier ausschneiden!

Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Die Ausweisscheine können als Drucksache (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders **keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen** enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten **Ausweisschein leicht anzuheften.**

Zur Bestellung ist ausschließlich die jedem **zehnten** Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 15 Pf. Porto) oder **Postscheck** (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 5

vom 31. Oktober 1918, gültig bis 30. April 1919 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 5 M. zahlen, erhalten für je **zehn fortlaufend numerierte,** mit genauer Adresse versehene **Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst,** wenn die Bestellung auf der jedem zehnten Heft der Zeitschrift beigelegten **Bestellkarte** erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind **direkt an den Verlag** unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind 7½ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für Porto und Verpackungsspesen beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je zehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 50 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 5

vom 31. Oktober 1918, gültig bis 30. April 1919.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

Für zehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Hier ausschneiden!

Moderne deutsche Erzähler in Reclams Universal-Bibliothek

Paul Oskar Höcker, Leichtsinniges Volk. Roman. Nr. 3212.

Eine Künstlergeschichte aus Berlin, eine ungemein fesselnde und charakteristische Schilderung moderner Großstadtexistenzen.

Gabriele Reuter, Eines Toten Wiederkehr und andere Novellen. Nr. 5001. Grundpreis geb. 60 Pf., in Geschenkband Mk. 1.50.

Die unermüdliche Vorkämpferin der modernen Frauenbewegung und hochbegabte Schriftstellerin geht in diesen vier Novellen vornehmlich dem Thema Frauenleben und -liebe nach.

Peter Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Nr. 4000. Grundpreis geb. 60 Pf., in Geschenkband Mk. 1.50.

Alles was Rosegger geschaffen hat, wirkt wohltuend und sympathisch. Die liebenswürdige Menschlichkeit, die Wärme und heitere Beschaulichkeit seiner Erzählweise gewinnen ihm alle Herzen und haben ihm die Bedeutung eines der volkstümlichsten Dichter unserer Zeit errungen.

Ferdinand v. Saar, Ginevra. — Die Troglodytin. Nr. 4600.

Die beiden feinen Erzählungen sind Saars Hauptwerke, den in Norddeutschland leider viel zu wenig bekannten „Novellen aus Österreich" entnommen. In der Einleitung würdigt Adolf Bartels die Bedeutung Saars, des „österreichischen Storm".

Carl Graf Scapinelli, Künstlerspesen und andere Novellen. Nr. 5838.

„Graf Scapinelli ist Österreicher, sein Fühlen und Denken ist immer österreichisch geblieben. Sein Stil hat die Weiche und Schmiegsamkeit, die unseren Dichtern nachgerühmt werden. Er verfügt über eine reiche Phantasie, geht Manier und Phrase aus dem Wege und weiß immer Lesenswertes zu schaffen."
(Nationales Tagblatt für Deutschböhmen.)

H. Villinger, Die Sünde des heiligen Johannes und andere Novellen. Nr. 4900.

Als Dichterin des Schwarzwaldes hat Hermine Villinger einen guten Ruf. Frisch und anmutig, mitunter mit reizender Schalkhaftigkeit weiß sie Land und Leute zu schildern.

Richard Voß, Kentaurenliebe. — Die Toteninsel. Zwei römische Novellen. Nr. 5551.

Italien, das für den vor kurzem verstorbenen Dichter zur zweiten Heimat wurde, ist auch der Schauplatz vieler seiner Novellen. Sein stimmungsstarke Erzählerkunst hat unzähligen Lesern lebhafte Phantasie-Eindrücke italienischen Landes und Lebens vermittelt.

Luise Westkirch, Der Bürgermeister von Immelheim und andere Novellen. Nr. 5347.
— Diebe. Nr. 3800.
— Das Recht der Liebe und zwei andere Novellen. Nr. 4509.

Luise Westkirchs starkes Talent mit dem Mute der Wahrheit und dem heißen Mitgefühl für die Ärmsten der Armen prägt sich in ihren Novellen deutlich aus. Es sind wahre Kabinettstücke realistischer Erzählerkunst.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheure Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100 % berechnet.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: i. V. Ernst Schwabe, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Exped. A.-G., Sofia

Für Küche und Haus

Als mir letzthin in einem Restaurant sehr unschmackhaft zubereiteter Stockfisch vorgesetzt wurde, sagte ich: „Schämt sich Ihr Koch nicht, einem nach 4 Jahren Krieg noch so einen schlecht zubereiteten Stockfisch vorzusetzen?" Tatsächlich ist die Wissenschaft seiner Zubereitung bei uns noch nicht sehr alt und eingebürgert, während er in andern Ländern, z. B. in Frankreich, als große Delikatesse gilt. Allerdings darf man vorausschicken, daß der Stockfisch am schmackhaftesten durch einen Zusatz von Öl wird.

Das Aioli ist das Gericht, für das jeder Provençale sein Erstgeburtsrecht preisgibt. Der Stockfisch, der einige Tage gewässert ist, wird mittels der Reibekeule in der Reibeschale wie ein Kuchen gerieben, bis er ganz weich ist. Etwas Öl, Knoblauch und Piment und ein Gelbei werden hinzugefügt. Das Öl wird wie bei der Mayonnaise tropfenweise beigegeben. Das Ganze wird eine weiche, weißgelbe Masse, so schmiegsam wie Schlagsahne und von großem Wohlgeschmack.

Immerhin — es gab vor dem Krieg Leute, die Stockfisch gern aßen, und solche, die ihn nicht mochten. Heute müssen wir ihn essen und tun darum gut, ihn wenigstens so schmackhaft wie möglich zu machen. Da kann man ihn denn mit vielerlei Gemüsen zubereiten. Sehr schmackhaft ist **Stockfisch mit Bohnen**. Die trockenen Bohnen werden dick eingekocht. Der Stockfisch wird mit kaltem Wasser aufgesetzt. Wenn er zu kochen beginnt, nimmt man ihn heraus, löst ihn von den Gräten und zerpflückt ihn in kleine Stückchen. Dann tut man ihn zurück und läßt ihn ziehen. In einer Kasserole wird ein wenig Butter und Öl erhitzt. In das heiße Fett wirft man 2 fein gehackte Zwiebeln und 4 fein gehackte Knoblauchkernchen und läßt alles braten, ohne zu bräunen. 5—6 Löffel der Bohnenbrühe werden hinzugefügt, 2 Löffel durchgeschlagene Bohnen und etwas Gewürz. Das Salz zuletzt, entsprechend dem Salzgehalt des Stockfisches. In diese Soße tut man den Stockfisch mit 5–6 Löffeln Bohnen und läßt alles noch eine Viertelstunde lang dünsten. Zuletzt fügt man etwas Petersilie zu.

Einfacher ist **Stockfisch mit Tomaten**. Man kocht den Stockfisch, oder vielmehr man läßt ihn gar ziehen und entfernt die Gräten. In einen Steintopf schält man Tomaten, fügt etwas Öl, Salz, Pfeffer, Muskatnuß und Anchovis hinzu, alles sehr fein gemacht, und tut den Stockfisch hinein. Hier muß er ohne Wasser kochen.

Eine **Brandade von Stockfisch** besteht aus dem gut geklopften, abgelösten Stockfisch ohne Gräten, der in Fett unter starkem Rühren gedämpft ist. Etwas Zwiebel, Knoblauch und Petersilie wird hinzugefügt und das Gericht mit gerösteten Kartoffeln serviert.

Von den **Fischsuppen** noch ein Wort! Sie gestatten, daß man jede, auch die sonst unansehnlichste Sorte von Fischen ausnützt und auch den ganzen Nährwert des Fisches herauszieht. Verschiedene Fischsorten, dazu gereinigt, schaden hier nichts, sondern erhöhen den Wohlgeschmack. Die Fische werden in Stücke geschnitten. In Fett oder Öl werden 2 Zwiebeln, 2 Tomaten und fein gehackte Petersilie geröstet. Dann gibt man den Fisch hinzu, Salz, Pfeffer und Safran, gießt kochendes Wasser nach und läßt es 20 Minuten lang scharf kochen. Man kann die Suppe mit Nudeln dick machen. Thymian, Rosmarin, Fenchel und Petersilie sind die Gewürze, die der Fischsuppe den besten Geschmack geben. Ob man alle diese Gewürze gebraucht oder nur einige, darf vom Geschmack oder auch von der Gelegenheit, sie sich heute zu verschaffen, abhängen. Hier sei nur erwähnt, daß sie diese Gerichte höchst schmackhaft machen. Man tut gut, das Öl vor dem Gebrauche mit einer Kartoffel oder Tomate zu erhitzen, es gewinnt dabei an Wohlgeschmack. Die Methode, die Fischgräten, wie eingangs erwähnt, zur Suppe auszukochen, kann nicht genug empfohlen werden. Werfen wir Fischgräten und Haut einfach fort, so verlieren wir viel Fette und Nährstoffe, die hier enthalten sind. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Fische wegen ihres Fettgehaltes ausgezeichnet auf dem Rost zuzubereiten sind. Schellfisch teilt man in Stücke. Kleinere und größere Fische kerbt man ein, damit sie sich nicht krümmen.

Räucherfische kann man erwärmen, indem man sie 3 Minuten lang in kochendes Wasser legt. Man kann dann die Haut glatt abziehen. Sie dürfen aber nicht weiterkochen und müssen in diesen 3 Minuten fest zugedeckt stehen. Man richtet sie dann sogleich an.

Über das Kochen von Kartoffeln in der Kochkiste. Das Garkochen der Kartoffeln erfordert bei Benützung des Gasherdes, also z. B. bei der Abendbrotzubereitung, wozu Kartoffeln jetzt einen Hauptbestandteil bilden, viel Gas, und der Ausweg, sie in der Kochkiste zu kochen, hat selten ein befriedigendes Ergebnis. Die Kartoffeln werden darin entweder nicht gleichmäßig weich, oder seifig und unansehnlich. Das liegt aber nur daran, daß sie zu kurze Zeit angekocht und zu lange Zeit unter Wasser gehalten wurden. Man versuche deshalb einmal folgendes Verfahren. Die geschälten oder auch nur sauber abgebürsteten und abgeringelten Kartoffeln (man schält nur einen fingerbreiten Ring Schale ab) werden mit Salz und nach Belieben und Vermögen einigen Kümmelkörnern, mit kaltem Wasser auf die großgestellte Gasflamme gesetzt, zum raschen Ankochen gebracht und bei klein gestellter Flamme 10 Minuten lang gekocht. Nun gießt man sie sehr schnell und bei möglichster Vermeidung der Dampfentweichung ab, deckt sie schleunigst zu, stellt sie noch einen Augenblick auf die Gasflamme und setzt sie dann sofort zum Gardämpfen in die Kochkiste ein. Wenn man dies bei Bereitung des Mittagbrotes bewerkstelligt, so werden die Kartoffeln — eine gut schließende Kochkiste vorausgesetzt — noch am Abend schön heiß, durch und durch weich und mehlig sein. Bei Ermanglung einer Kochkiste und wo es sich hauptsächlich um Gasersparnis handelt, koche man die Kartoffeln erst bei Bereitung des Vesperkaffees, oder erst anderthalb Stunden vor dem Abendessen an, verfahre wie oben damit, nur daß man den festzugedeckten Topf schnell in achtfach zusammengelegtes Zeitungspapier und dann in eine dicke Decke hüllt. Die Kartoffeln werden dann zum Abendbrot in tadelloser Beschaffenheit auf den Tisch kommen und die Gas- und Zeitersparnis ist ganz wesentlich. Ehe man die Kartoffeln aus dem Topfe nimmt, schüttele man sie darin mehrmals kräftig, wodurch sie aufplatzen und ansehnlich werden. Th.



Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: i. V. Ernst Schwabe in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Expedition, A.-G., Sofia.